



Beilage zur Wochenzeitung

Das Parlament

21. Juni 2004

Aus Politik und Zeitgeschichte

3 **Nobert Seitz** *Essay*

Was symbolisiert das „Wunder von Bern“?

7 **Christiane Eisenberg**

Fußball als globales Phänomen
Historische Perspektiven

16 **Dirk Schindelbeck**

Mittendrin statt nur dabei?

Zur Entwicklungsdynamik von Fußball, Medien und Kommerz

23 **Helmut Digel/Verena Burk**

Hochleistungssport im internationalen
Vergleich

31 **Ilse Hartmann-Tews**

Sportentwicklung in Europa unter
Einbeziehung von Frauen



Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.

Redaktion:

Dr. Katharina Belwe
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Hans G. Bauer
Telefon: (0 18 88) 5 15-0

Internet:

www.bpb.de/publikationen/apuz
E-Mail: apuz@bpb.de

Druck:

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main

Vertrieb und Leserservice:

Die Vertriebsabteilung
der Wochenzeitung *Das Parlament*,
Frankenallee 71 – 81,
60327 Frankfurt am Main,
Telefon (0 69) 75 01-42 53,
Telefax (0 69) 75 01-45 02,
E-Mail: parlament@fsd.de,
nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung *Das Parlament*
einschließlich Beilage zum Preis
von Euro 9,57 vierteljährlich,
Jahresvorzugspreis Euro 34,90
einschließlich Mehrwertsteuer;
Kündigung drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes;
- Bestellungen von Sammel-
mappen für die Beilage
zum Preis von Euro 3,58
zuzüglich Verpackungskosten,
Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen
in der Beilage

Aus Politik und Zeitgeschichte
stellen keine Meinungsäußerung
des Herausgebers dar;
sie dienen lediglich der
Unterrichtung und Urteilsbildung.
Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke
hergestellt werden.

ISSN 0479-611 X

Editorial

■ Sport und Politik sind enger miteinander verbunden als allgemein angenommen. So haben sportliche Veranstaltungen immer auch eine symbolische und politische Bedeutung. Ein Ereignis der besonderen Art war der Sieg der deutschen Fußballnationalmannschaft über das legendäre ungarische Team 1954 im Finale der Weltmeisterschaft. Dieses „Wunder von Bern“ jährt sich in diesem Jahr zum fünfzigsten Mal. Es wird noch eines weiteren Ereignisses gedacht: des Sieges der Nationalmannschaft der DDR über die Bundesrepublik am 22. Juni 1974 im Hamburger Volksparkstadion. Jürgen Sparwassers Siegtor 13 Minuten vor Schluss im einzigen Aufeinandertreffen beider Mannschaften hatte das Selbstbewusstsein der Fußballfans im Westen schwer erschüttert. Der Klassenkampf auf dem Rasen ging damals zugunsten der DDR aus, und die Fußballer trugen ihr Scherflein zum 25. Jahrestag des Bestehens der Republik bei. Die meisten DDR-Bürger wollten sich über den Sieg „ihrer“ Mannschaft jedoch nicht so recht freuen, spielten doch ihre Lieblingsfußballer in der Bundesliga. Wie tragisch diese Niederlage auch gewesen sein mag, wegen der leichteren Gruppengegner in der Zwischenrunde brachte sie doch die bundesdeutsche Nationalmannschaft der Weltmeisterschaft näher. Drei weitere Ereignisse sind 1974 noch erwähnenswert: Der 1. FC Magdeburg gewann am 8. Mai 1974 in Rotterdam den Europapokal der Pokalsieger. Zwei Tage vorher war Bundeskanzler Willy Brandt wegen der Guillaume-Affäre von seinem Amt zurückgetreten, und Deutschland gewann am 7. Juli gegen Holland im Münchener Olympiastadion die Fußballweltmeisterschaft.

■ Die enge Liaison zwischen Politik und Fußball lässt sich am Beispiel der Schweiz gut verdeutlichen. 1908 fand das erste deutsche Länderspiel überhaupt statt – gegen

die Schweiz. Diese brach zweimal die „Blockade“ gegen den Kriegsverlierer aus Deutschland. Nach dem Ersten Weltkrieg war Deutschland als Kriegstreiber so geächtet, dass niemand gegen das Land Fußball spielen wollte. Die Schweiz, die bis 1913 jährlich gegen eine deutsche Auswahl gespielt hatte, beendete am 27. Juni 1920 die Isolation Deutschlands durch ein Spiel in Zürich. Auch während der NS-Diktatur spielten beide Teams noch 1941 und 1942 gegeneinander. 1948 hatte der Internationale Fußballverband (FIFA) die Wiederezulassung von Spielen mit Deutschland strikt untersagt. Es war wieder die Schweiz, die trotz dieses Verbots 1950 im Stuttgarter Neckarstadion gegen Deutschland antrat.

■ Die FIFA feiert in diesem Jahr ihr 100-jähriges Bestehen. In Paris gegründet, hat sie bis heute maßgeblichen Einfluss darauf, wie und nach welchen Regeln Fußball gespielt wird. Die Geschichte der weltweiten Verbreitung des Fußballs beschreibt *Christiane Eisenberg*. Der historischen Entwicklung anderer Sportarten wie Turnen und Sport unter Einschluss von Frauen widmet sich *Ilse Hartmann-Tews*. Der Fußballsport ist völlig kommerzialisiert und medialisiert worden. Fußballer gehören zu den Spitzenverdienern und sind umworbene Aushängeschilder der Werbebranche. Dieses Beziehungsgeflecht von Kommerz, Medien und Fußball beschreibt *Dirk Schindelbeck*. Neben der Geschichte des Fußballs ziehen *Helmut Digel* und *Verena Burk* einen internationalen Vergleich des Hochleistungssports unter besonderer Berücksichtigung des Bildungs- und Erziehungssystems und des Militärs. Welchen gesellschaftspolitischen Beitrag der Fußball leisten kann, zeigt *Norbert Seitz* in seinem Essay anhand des „Wunders von Bern“ auf. Es sei ein Teil des deutschen „Geschichtsfühls“ geworden.

Ludwig Watzal



Was symbolisiert das „Wunder von Bern“?

Kein Zweifel, die zaghafte Versuche, einem neuen Patriotismus das Wort zu reden, kommen mehr von links als von rechts. Ist der Patriotismus gar nach links gewandert, wie der Publizist Eckhard Fuhr vermutet, bzw. die Linke in die Mitte gepilgert, während das klassische nationalkonservative Milieu gestrandet ist, wie an der exemplarischen Behandlung im Falle des ausgeschlossenen CDU-Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann zu sehen war? Bundeskanzler Gerhard Schröder fordert von der Opposition die Zustimmung zu seiner „Agenda 2010“ als eine „patriotische Tat“ ein. Sozialwissenschaftler im kommunitaristischen Umfeld denken über die Kategorie eines „Sozialpatriotismus“ nach. Von Unternehmern wird in sozialökonomisch schwerer Zeit die Bereitstellung heimischer Arbeitsplätze zum Beweis ihrer Vaterlandsliebe gefordert.

Seit die Linke mit Günter Grass' *Krebsgang*-Novelle die deutsche Opfergeschichte für sich zu entdecken scheint, lösen sich auch zusehends die alten Blockaden bei der Wahrnehmung der lange Zeit so verpönten bundesrepublikanischen Frühgeschichte. Sogar der Kanzler kam zum Weinen ins Kino. Er zeigte sich öffentlich gerührt, als er im Herbst letzten Jahres in Essen, der Heimatstadt des zuvor verstorbenen Matchwinners Helmut Rahn, der Premiere von Sönke Wortmanns *Das Wunder von Bern* beiwohnte. Tränen um die Fußballnation. Kanzler Schröder hatte schon bei anderer Gelegenheit das Berner Wankdorfstadion zur nationalen Gedenkstätte deklariert, das er „in einem Zug mit der Berliner Mauer, mit Weimar und anderen Bauwerken und Orten“ aufgereiht wissen wollte, „die in der Geschichte des Landes hervorragende Bedeutung haben und deren symbolische Bedeutung über viele Generationen erhalten bleibt“.

Hat Sönke Wortmanns Erfolgsfilm einen verständnisvolleren Blick auf die stets nur als miefig und spießig beleumundeten fünfziger Jahre ermöglicht, wie Fuhr vermutet? „Plötzlich löst sich die Frühgeschichte der Bundesrepublik aus jenem Konfliktmuster zwischen verstockten Tätervätern und aufbegehrenden Tätersöhnen, welches sie seit 1968 beherrscht hatte. Es wächst so etwas wie Neugier und Verständnis für die

Bewältigungsstrategien der traumatischen Kriegs- und Nachkriegsgeneration.“

Was steckt dahinter? Lehrt Not Vaterlandsliebe? Oder geht hier die Rechnung des Schriftstellers Martin Walser auf, der sich am 8. Mai 2002 im Dialog mit Kanzler Schröder im Willy-Brandt-Haus zu einem „Geschichtsgefühl“ bekannte, das von „einfältigen Intellektuellen“ immer ignoriert worden sei. Durch Empfindung könne man wissend werden, stellte er fest.

Der 50. Jahrestag des sensationellen deutschen Fußballerfolgs im Weltmeisterschaftsfinale vom 4. Juli 1954 in der Schweiz fügt sich passend in eine Kette von aufwändig rekonstruierten historischen Events, die eine Welle von „Geschichtsgefühlen“ auslöste. Die Reihe reicht von den bislang eher nachgeordneten Beispielen deutscher Opfergeschichte wie dem alliierten Bombenkrieg auf deutsche Städte und der Vertreibung aus dem Osten über die Heldensagen von Bern 1954 und Lengede 1963, Ranking-Shows über die „zehn größten Deutschen“ bis zur Ostalgie-Unterhaltung im Fernsehen und zu der bitteren Geschichtsirone in Wolfgang Beckers Kultfilm *Good bye, Lenin*.

So schwappt derzeit eine Welle von Büchern auf den Markt, die sich mit der sportlichen wie gesellschaftspolitischen Bedeutung des deutschen Weltmeisterschaftsziels über die haushoch favorisierte ungarische Nationalelf befassen.¹ Hinter dem „Wunder von Bern“ lauern indes alle Fallstricke eines bloß emotional gestifteten neuen Patriotismus. Dies beginnt bei der symbolischen Entschärfung des Datums als „zweiter“ oder „eigentlicher Republikgründung“ und endet bei den verschrobenen Herberger-Mythen, die noch immer zur brauchbaren Fibel von erfolgreichem Alltagswissen in schwieriger Zeit gebündelt werden.

Sogar fußballbegeisterte Politiker wie Helmut Kohl oder Edmund Stoiber scheuen sich heute kei-

¹ Vgl. Peter Kasza, *Fußball spielt Geschichte. Das Wunder von Bern 1954*, Berlin 2004; Rudi Michel, „Deutschland ist Weltmeister!“, das offizielle Erinnerungsbuch des Deutschen Fußball-Bundes zur WM 1954, München 2004; Jürgen Bertram, *Die Helden von Bern. Eine deutsche Geschichte*, Frankfurt/M. 2004; Christof Siemes, *Das Wunder von Bern*, Köln 2003; Klaus Theweleit, *Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell*, Köln 2004.

neswegs mehr, auf die Frage nach der gesellschaftspolitischen Symbolik des Außenseitererfolgs der deutschen *Underdogs* von einem Gründungsdatum der Bundesrepublik zu schwärmen oder das fragwürdige „Wir-sind-wieder-wer“-Gefühl obenan zu stellen. Damit scheint zur offiziellen Lesart geworden, was sich früher nur dem polemischen Blick des Feuilletons erschloss.

Keiner hat das „Wir sind wieder wer“ authentischer auf den Punkt gebracht als DFB-Präsident Peco Bauwens in seiner skandalösen Rede im Münchener Löwenbräukeller zwei Tage nach dem Finale. Seiner nationalistischen Sichtweise gemäß hatte das deutsche Team den Siegermächten eine Lektion auf dem Rasen erteilt, nachdem der deutsche Sport eine kurze Zeit von Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen ausgeschlossen worden war. „Wenn aber andere auf dem Spielfeld herumturnen mit ihren Fahnen vor dem Spiel“, so Bauwens, „dann geht es nicht an, dass unseren Leuten verboten wird, unsere stolze deutsche Fahne zu führen. Das lassen wir uns nicht gefallen. Unsere Mannschaft hat ihnen heute die Quittung gegeben.“

Das erste Nachkriegsländerspiel mit deutscher Beteiligung fand an Buß- und Betttag 1950 im Stuttgarter Neckarstadion gegen die Schweiz statt. Dabei war nur eine unterdrückte Genugtuung des „Man spielt wieder mit uns“ aufgekommen, vom Zustand der Normalität konnte noch keine Rede sein. Theodor Heuss hielt für jenen Zustand den Begriff von einer „geknickten Souveränität“ parat.

Für den obersten deutschen Fußballfunktionär hatten die Sportler mit ihrem Erfolg nicht nur gegen den Stachel der Besatzungsmächte gelockt, sondern gleichzeitig den deutschen Namen wieder reingewaschen: „Dieser Sieg hat gezeigt, dass es Schlacken auf dem Sport und dem deutschen Volk nicht mehr geben kann, wenn es jemand ehrlich mit uns meint.“ Mochten auch alle Beteiligten berührt weggehört und der Bayerische Rundfunk die Übertragung abgebrochen haben, als Bauwens auch noch den Donnergott Wotan bemühte, der den deutschen Kickern den Fuß geführt habe – so lässt sich dennoch nicht leugnen, dass er mit seinen empörten Einlassungen gegen die Siegermächte die Herzen der Deutschen erreichte.

Auch der spätere langjährige ARD-Endspielreporter Rudi Michel, damals Zeitzeuge vor Ort in Bern, schildert in seinem gerade vom DFB mit herausgegebenen „offiziellen Erinnerungsbuch“, welche Gefühle von Bitterkeit, Schuld und stiller Wut in ihm hochkamen, als er im Wankdorfstadion neben der rot-weiß-grünen ungarischen und der

FIFA-Fahne mit der Weltkugel eine leere Fahnenstange gewärtigen musste, weil Wind und Wetter oder wer auch immer die deutsche Fahne heruntergerissen hatte: „Ich fühlte mich diskriminiert und gedemütigt.“ Als dann die Hymne des Siegers erklang und der Deutsche Michel auf den leeren Fahnenmast blickte, „dann sang ich sie mit – die erste Strophe“.

Gegrölt habe sie keiner, behauptet Michel, obwohl die laut vernehmbare erste Strophe der Schlachtenbummler bei der Siegerehrung zu erheblicher diplomatischer Verstimmung führen sollte. Bundespräsident Heuss musste hinterher die Wogen des nationalen Überschwangs glätten, als er am Tag nach seiner Wiederwahl den Spielern im Berliner Olympiastadion das Silberne Lorbeerblatt überreichte und dabei die passenden Worte zu Bauwens' Entgleisungen und dem Gegröle der Fans fand.

Rudi Michel hält derlei Entschuldigungen offenbar nicht für notwendig: „Unser Auftreten war von Zurückhaltung bestimmt. Spätere Biografen, Soziologen und Pseudo-Historiker bemühten in ihren Darstellungen häufig mehr die eigenen Fantasien, als dass sie sich auf die Wahrnehmung von Zeitzeugen verließen.“

Der Historiker Joachim C. Fest hat der plumpen „Wir-sind-wieder-wer“-Floskel widersprochen. Die Deutschen seien sich des Wirtschaftswunders damals nicht so sicher gewesen. Wie lange würde es anhalten? Aber mit dem „Wunder von Bern“ habe sich etwas ereignet, das ihnen niemand mehr nehmen konnte und das keiner konjunkturellen Laune mehr unterworfen war: „Es hat den Deutschen ein anderes Bewusstsein von sich selbst gegeben. Ich würde aber nicht Selbstbewusstsein sagen, das ist etwas anderes. Es war aber nicht die große Befreiung, das große Aufatmen, nicht ein ‚Jetzt sind wir wieder wer‘. Es war eher eine tiefe Befriedigung, auch Stolz. Und dennoch: Die gewisse Gedämpftheit, die damals noch wie ein Schleier auf dem Land lag, die war noch lange präsent.“

Während in Deutschland verschämt jede politische Bedeutung des Sportes geleugnet wurde, war in Ungarn das über Jahre ungeschlagene *Dreamteam* „der kleinste gemeinsame Nenner zwischen stalinistischem Regime und ungarischem Volk – eine Art nationaler Kitt“. Und doch gab es zwischen der Bedeutung der Nationalmannschaften im kommunistisch regierten Ungarn und der frühen Bundesrepublik Ähnlichkeiten. Der deutsch-ungarische Publizist Peter Kasza beschreibt in seinem jüngsten Buch, wie sehr in beiden Ländern die Nationalmannschaften eine „Mittlerposition“ einge-

nommen hätten, die auf ganz gegensätzliche Weise die Entfremdung zwischen Staat und Volk gekennzeichnet habe: Während in Ungarn purer Hass auf den stalinistischen Terrorstaat zu spüren war, sei in Deutschland eine „apolitische Reserviertheit der ungewohnten Demokratie gegenüber“ anzutreffen gewesen. Der Fußball konnte hierzulande zum Abbau solcher Reserven kaum beitragen, solange der Sportchauvinismus eines Peco Bauwens das Sagen hatte: „Bei den hohen Idealen, die wir vertreten, hört die Demokratie auf.“

Das „Wunder von Bern“ taugt weder als Symbol einer verspäteten Republikgründung noch als wichtige Station auf der Westwerdung Deutschlands. Solange es als Denkmittel gegen die Siegermächte revanchistisch in Anspruch genommen wurde, gewann es auch keine primäre ideologische Bedeutung im Kalten Krieg wie bei den ungarischen Machthabern um den stalinistischen Hardliner Rakosi, dem „die goldene Elf“ um Puskas und Hidegkuti als willkommenes Instrument gegen den „imperialistischen“ Westen diene. Die Systemkonkurrenz im Sport spielte ohnehin für kommunistische Staaten eine größere Prestigerolle, weil sie mit Erfolgen in Arenen ihre drastische ökonomische Unterlegenheit zu kompensieren suchten.

Streng genommen ist das legendäre 3:2 von Bern nicht einmal ein westdeutsches, sondern eher ein gesamtdeutsches Ereignis. Im Fußball hatte die geteilte Nation noch einmal zusammengefunden. Der Politik des sportlich völlig abstinenter Kanzlers Konrad Adenauer kam es nicht ungelegen, dass die kommunistischen Machthaber der SED in arge Begründungsnöte gerieten, zumal in einer Phase, da sie sich ideologisch noch nicht von der Einheit der Nation verabschiedet hatten. „Wie soll man einen Sieg der bundesdeutschen Mannschaft auslegen?“ Reporter Heinz Florian Oertel redete sich mit seinem Hang zur Ästhetik heraus, um den spieltechnisch überlegenen Magyaren – unter Absehung ideologischer Gründe – den Sieg zu wünschen. Während der SED-Staat die Daumen für die sozialistischen Brüder aus Ungarn drückte, hielt jedoch die DDR-Bevölkerung zu ihren westdeutschen Landsleuten. So stellte die erfolgreiche Nationalmannschaft der Bundesrepublik über Jahrzehnte den wichtigsten grenzübergreifenden Bezugspunkt für sportbegeisterte DDR-Bürger dar. Im Schwimmen oder in der Leichtathletik waren die Sportler aus Thüringen, Sachsen oder Brandenburg der Bundesrepublik meist überlegen. Nur im Fußball gab es eine still gehegte Bewunderung für westdeutsche Mannschaften und Kicker-Idole wie Fritz Walter, Uwe Seeler, Franz Beckenbauer oder Gerd Müller. Man fieberte versto-

mit der Bundesliga-Elite, wenn Weltmeisterschaften waren und die eigene Auswahl wieder einmal nur zuschauen durfte.

„Welche Deutschen erfüllt es nicht mit ehrlicher Freude, dass es einer deutschen Mannschaft gelungen ist, in Genf (!) den Sieg davonzutragen“, heuchelte Chefagitator Karl Eduard von Schnitzler, als Fritz Walter und seine tapferen Recken den Coupe Jules Rimet eroberten. Doch was Adenauer und Heuss mit den Siegern anstellen wollten, so der Mann vom „Schwarzen Kanal“ in ideologisch verblendeter Analogie, „ist nichts anderes als das, was Hitler bei der Olympiade vorerzählt habe: der Missbrauch des Sports als Fassade für die Kriegsvorbereitung“.

Der Publizist Jürgen Bertram hat in seiner „deutschen Geschichte“ über die „Helden von Bern“ vier historische Stationen des Nachspiels zum Endspiel zusammengefasst:

Erstens: der psychische Zustand einer um ihre Identität gebrachten Nation, deren Bezugspunkte, Orientierungswillen und Werte verloren gegangen waren. Das deutsche Volk habe unter der „Zentnerlast der Zweitklassigkeit“ gelitten. Danach hat der Sieg von Bern die Republik zwar nicht neu begründet, aber mental verändert. Wie eine Woge sei die Begeisterung „über das Stauwerk der nationalen Schmach“ geschwappt (Alfred Georg Frei).

Zweitens: der kollektive Rausch. Nicht elf Fußballer, sondern „wir“, die Deutschen, hatten gewonnen. Nach dem 4. Juli 1954 hat es ein vergleichbares Datum der nationalen Begeisterung nur noch am 9. November 1989 gegeben, dem Tag, als die Mauer fiel.

Drittens: die kollektive Verdrängung. Die glanzvollen Bilder der Sieger hätten die düsteren Schatten der Vergangenheit überblendet. „Dieser Tag“, so Joachim C. Fest, „leistete eine Befreiung der Deutschen von all dem, was auf ihnen nach dem Zweiten Weltkrieg lastete.“

Viertens: das neue Selbstwertgefühl, wonach die Deutschen im Erfolg ihrer Fußballweltmeister sich selbst wie nach einer miraculösen Auferstehung feierten.

Sosehr die gesellschaftspolitischen Deutungen des „Wunders von Bern“ auch divergieren mögen, eine Erkenntnis scheint zumindest gesichert, die sich wie ein roter Faden durch alle Veröffentlichungen zieht: Die wahren Nutznießer des Fußball-Jahrhundertereignisses waren die Jugendlichen im Nachkriegsdeutschland.

Jürgen Bertram betont, wie sehr auch für die Söhne der Triumph im Wankdorfstadion ein Befreiungsschlag gewesen sei. Denn in der Atmosphäre der fünfziger Jahre hätten die Väter ihre schuldhaftige Verstrickung verdrängt und ihre Frustration häufig genug an den Kindern abreagiert.

In Wortmanns Film *Das Wunder von Bern* wird dieses Motiv aufgegriffen. Ein aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrter Vater versucht mit Prügelerziehungsmethoden aus der NS-Zeit seinen fußballbegeisterten elfjährigen Sohn zur Raison zu bringen. Doch die sentimentale Schmonzette aus den restaurativen Fünfzigern endet in der Läuterung des verbitterten Vaters durch die Macht des Fußballs. Das Happy End findet im Berner Wankdorfstadion statt, wohin Vater und Sohn gemeinsam kutschieren.

Bereits der Schriftsteller F. C. Delius hat in seinem Roman über den *Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde* (1994) die Geschichte eines elfjährigen Pfarrersohnes erzählt, der Bern als „Schimmer eines Auswegs“ aus dem Muff der nordhessischen Provinz erfährt.

In ähnlich emphatischer Weise hält auch Klaus Theweleit daran fest, dass den Jungen damals der Fußball das „Tor zur Welt“ bzw. zu „anderen Wirklichkeiten“ aufgestoßen habe. Entschieden plädiert er für eine „Existenz aus Fußballphantasien und Lebensrealität“: „Spielen hieß Weltanschluß. Die Schnittstelle zwischen ‚Ich‘ und ‚Welt‘: der Ball.“ Spielend die Welt kennen lernen oder gebannt schauend die Grenzen überschreiten – zwischen utopischem Schein und Balsam im Alltag entfaltet sich das Spiel – nach Theweleit – als „Dramaturgie eines Lebensbogens“.

Rudi Michel lässt es sich in seiner *Oral history* nicht nehmen, derlei Intellektualisierung des Fußballs in die Schranken der alten Kalten-Kriegs-Verhältnisse zu verweisen. Er erinnert daran, dass erst Fritz Walter das einst als Proletensport verpönte Spiel populär gemacht habe: „Die Intellektuellen ignorierten den Fußball gern. Es gehörte geradezu zum guten Ton, ihn mies zu reden. Wer damals gesagt hat: ‚Davon versteh‘ ich gar nichts‘, der galt fast schon als Intellektueller – er hat seine Ablehnung demonstriert.“

Mochte der unerwartete WM-Triumph noch so sehr als Souveränitätsgewinn der neuen Bundesrepublik empfunden werden, im Bewusstsein der konkurrierenden Fußballnationen galten die Sieger von Bern – trotz des spielerisch hoch begabten Fritz Walter und des Individualisten Helmut Rahn – als unansehnliche „Klopper“, „Rasenmäher“ oder „Ackerfußballer“. Über Jahrzehnte hielt sich das böse bellizistische Klischee von den „deutschen Rasen-Panzern“. Herbergers „Sensen- und Sichelfußball“ wurde ob seiner „teutonischen Tugenden“ wie Härte, Ausdauer und Kampfgeist mehr gefürchtet als goutiert.

Als die Spielergeneration der Beckenbauer, Overath und Netzer eine ästhetische Wende im deutschen Fußball einleiteten, geriet der Berner Triumph in den Augen der jüngeren Generation ein wenig unter Stalingrad-Verdacht. Die sagenumwobene Geschichte vom Aufbäumen des fast schon besiegteten deutschen David gegen den ungarischen Goliath roch verdächtig nach Heldenlegenden aus Landserheftchen.

Doch als der deutsche „Rumpelfußball“ – eine unfreundliche Etikettierung Franz Beckenbauers – in den achtziger Jahren zurückkehrte und die DFB-Equipe mehrere spielerisch zweifelhafte Endspielteilnahmen erkämpfte, entwickelte sich hierzulande eine Art trotziges Erfolgsbewusstsein von einem deutschen Sonderweg auf dem Rasen: nämlich selbst eklatante spielerische Defizite durch außergewöhnlichen Kampfesmut kompensieren zu können. Wo es an der Technik fehlte, war Rackern bis zum Umfallen angesagt.

Inzwischen garantieren die sprichwörtlichen deutschen Tugenden allein keinen Erfolg mehr gegen eine technisch und taktisch hochgerüstete internationale Konkurrenz. Gesellschaftliche Analogien bieten sich an: Eine neue Spielergeneration beherrscht nicht einmal mehr das Kämpfen. Der einstige Superstar im Weltfußball steht vor der Zweitklassigkeit. Radikale Umbrüche verlangen nach heroischen Vorbildern. Schon deshalb dürfte auch das „Wunder von Bern“ nie in Vergessenheit geraten.

Fußball als globales Phänomen Historische Perspektiven

Fußball ist heute ein wahrhaft globales Spiel. 28,8 Milliarden Zuschaltungen haben die Experten während der letzten Weltmeisterschaft in Japan und Korea 2002 gezählt, d. h., jeder der 6,2 Milliarden Erdenbewohner hat sich, statistisch gesehen, mehr als vier Mal in die Endrunde des Turniers eingeschaltet. Die Sache reduziert sich jedoch nicht auf ein Medienereignis, sondern veranlasst Menschen überall auf der Welt zu sportlichen Aktivitäten. Nach dem „Big Count“, einer statistischen Erhebung der Fédération Internationale de Football Association (FIFA) aus dem Jahr 2000, beläuft sich die Gesamtzahl der Spielerinnen und Spieler auf der Welt auf 242 Millionen, das entspräche 4,1 Prozent der Weltbevölkerung. Die FIFA zählt 204 Mitgliedsverbände und ist damit auf der Erde flächendeckender verbreitet als die UNO.

Ein solches weltweites Massenphänomen ist erklärungsbedürftig. Seit wann ist Fußball derartig beliebt? Worauf gründet sich die Popularität des Spiels? Welches sind die sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen seines Verbreitungserfolges? Dieser Beitrag entwickelt zwei historische Antworten auf diese Fragen. Zum einen zeigt er, wie das Fußballspiel in seinem Mutterland England auf eine rationale organisatorische Basis gestellt wurde, die überall auf der Welt reproduzierbar war. Zum anderen zeichnet er nach, welche Entwicklungsimpulse der moderne Fußball aus der wechselvollen Geschichte des 20. Jahrhunderts erhielt und welche Eigendynamiken des Spiels daraus erwuchsen.¹

Die Rationalisierung des Fußballspiels

Die Autoren vieler älterer und mancher neuerer Fußballbücher versichern ihren Lesern, dass das

1 Der erste Teil dieses Beitrags fußt auf Christiane Eisenberg (Hrsg.), *Fußball, soccer, calcio*. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt, München 1997 und den darin abgedruckten Länderstudien. Der zweite Teil fasst Ergebnisse einer gerade abgeschlossenen Studie zusammen: Christiane Eisenberg/Pierre Lanfranchi/Tony Mason/Alfred Wahl, *FIFA 1904–2004. 100 Jahre Weltfußball*, Göttingen 2004.

Spiel so alt wie die Menschheit sei, und verweisen auf die zahlreichen Vorläufer in der vorindustriellen Volkskultur: auf das Calcio-Spiel des florentinischen Adels zur Zeit der Renaissance, das Kalagut-Spiel der Eskimos, das russische Lapta, das japanische Kemari und das schweizerische Hornussen. Auch in England, dem Geburtsland des modernen Spiels, wurde Fußball schon in vorindustrieller Zeit gespielt. Ob es konkrete Verbindungen zwischen diesen traditionellen Ballspielen und dem modernen Fußball gibt – das ist indes eine ganz andere Frage, die nach einer differenzierten Antwort verlangt. So waren einerseits die meisten der genannten Spiele längst ausgestorben, als das moderne Fußballspiel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Gestalt annahm. Andererseits hatte gerade in England die frühe, schon in vorindustrieller Zeit einsetzende Urbanisierung dazu beigetragen, dass bestimmte Elemente der „popular culture“ und darunter auch diverse Ballspiele in die Alltagskultur der wachsenden Städte überführt wurden.² Dennoch muss man die Kontinuitätsthese auch für England einschränken. Denn das moderne Fußballspiel entstand gar nicht auf dem grünen Rasen, sondern am grünen Tisch:

Am 23. Oktober 1863 fanden sich Vertreter von Fußballmannschaften der vornehmen Public Schools und der Universitäten Oxford und Cambridge im Freemasons' Tavern in London ein, um die höchst unterschiedlichen Spielregeln der einzelnen Bildungsinstitutionen zu vereinheitlichen. Sie wollten die Voraussetzungen dafür schaffen, dass ihre Mannschaften untereinander Matches austragen konnten, ohne die Regeln jedes Mal von neuem verabreden und sich hinterher über deren Auslegung streiten zu müssen. Im Ergebnis dieses Gentlemen-Treffens erfolgte daher nicht nur die Festlegung verbindlicher Spielregeln, sondern auch die Gründung einer Football Association (FA), die als Aufsichtsbehörde fungieren und in Zweifelsfällen das Interpretationsmonopol ausüben sollte. Das war, so lässt sich argumentieren, die Geburtsstunde des modernen Fußballs, denn diese beiden Maßnahmen zusammen schufen die

2 Vgl. John Goulstone, *Football's Secret History*, London 2001.

Voraussetzung für die erfolgreiche Institutionalisierung und zugleich Reproduzierung des Fußballspiels. Auch die konkrete Ausgestaltung der Spielregeln und des Spiels war zukunftsweisend:

Erstens entschieden sich die Gründer bei ihren Beratungen gegen eine an der Rugby-Schule beliebte Spielweise mit einem eiförmigen Ball, bei der das Handspiel und das Treten des Gegners („hacking“) erlaubt waren, und verständigten sich auf eine andere Variante: jene mit einem kugelfunden Ball, den die Feldspieler nur mit den Füßen weitergeben durften. Diese Spielweise war weniger verletzungsträchtig und auch für Berufstätige geeignet. Sie ließ Raum für Kraft und Artistik, Kalkül und Spontaneität. Und da die Athleten bestimmte Rollen, etwa die des Stürmers, Verteidigers oder Tormanns, übernehmen mussten, konnten sich wie in einem Drama Individualität und Gemeinschaftsgeist, Egozentrik und Opfermut, Starallüren und Heldentum entfalten.

Zweitens beanspruchte die Football Association uneingeschränkte Autorität über ihr Spiel. Sie veranlasste nicht nur die Publikation der verabredeten Regeln, sondern traf durch die Lizenzierung von Schiedsrichtern und sonstigem Fachpersonal auch Vorkehrungen zu ihrer Durchsetzung. Diese Maßnahmen verhinderten Streitigkeiten unter den Athleten. Sie bewirkten zugleich, dass eine Grenze zwischen dem abstrakten Spiel und seiner konkreten Umwelt gezogen und Interventionen Außenstehender in das Wettkampfgeschehen abgewehrt wurden. So blieb das Fußballspiel auf sich selbst bezogen und konnte Eigenweltcharakter entfalten.

Drittens stimulierte die Football Association den Spielverkehr. Die entscheidenden Maßnahmen dazu waren die Organisierung eines Ligasystems bis hinunter auf die lokale Ebene und die Stiftung einer Trophäe, des seit 1871 ausgespielten „FA-Cup“. Auf diese Weise konnten auch indirekte Leistungsvergleiche zwischen den Mannschaften gezogen werden. Zugleich wurden die Spiele, die für sich gesehen diskrete Ereignisse waren, in eine Kontinuität gebracht und bekamen eine „Geschichte“ („legendäre Matches“, die „Ära“ bestimmter Klubs, Spieler usw.). Fußball wurde so zu einem Element der „Kultur der Moderne“, die sich nach einer gängigen Definition dadurch auszeichnet, dass sie das „Vorübergehende“, „Zufällige“ mit dem „Ewigen“ zu verbinden vermag.³ Und: Aufgrund der Periodizität der Matches konnte das Fußballspiel die für seine weitere Ent-

wicklung so wichtige Symbiose mit Presse und Kommerz eingehen.

Viertens verzichtete die Football Association auf die Festlegung sozialer Teilnahmekriterien. Im Unterschied zu den vergleichbaren Organisationen für Leichtathletik, Rudern und Schwimmen, die nur wenige Jahre später gegründet wurden, führte die für Fußball nicht einmal das Wort „Amateur“ im Namen. Offenbar hatten die Gentlemen nicht vorhergesehen, dass das Spiel jemals etwas anderes als ein geselliges Vergnügen für ihresgleichen sein könnte. Doch blieb die soziale Offenheit auch dann noch erhalten, als Anfang der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts ein Teil der Mitglieder versuchte, bestimmte Klubs, die Spielern aus der Arbeiterschaft mehr als die Spesen erstatteten, von der Teilnahme an den Liga- und Pokalspielen auszuschließen. Stattdessen führte die Football Association den Status des Berufsspielers ein, und 1888 eröffnete sie eine Profiligena.

Diese Regulierung und Organisierung machte das Associations-Spiel, kurz „Soccer“, zu einem Vergnügen, das im Prinzip überall gespielt werden konnte, wo ein den Normen entsprechender Platz vorhanden war. Und daran konnte sich jedermann beteiligen: als aktiver Spieler, Zuschauer, Zeitungsleser oder Teilnehmer am sportlich-geselligen „small-talk“.

In England, wo sich „Soccer-Fußball“ bald großer Popularität erfreute, trat dieser universale Charakter u. a. darin hervor, dass sich das zunächst von bürgerlichen Gentlemen regulierte und beaufsichtigte Spiel innerhalb weniger Jahre zu einem charakteristischen Element der Arbeiterkultur entwickelte. Zwar bildeten Arbeiter unter den Klubmitgliedern und erst recht unter den Funktionären nur eine kleine Minderheit. Vor dem Hintergrund der englischen Hochindustrialisierung waren es dennoch sie, die der entstehenden Fußballkultur ihren Stempel aufdrückten. Dies nicht nur, weil sich die besten und bekanntesten Profis und Halbprofis aus ihren Reihen rekrutierten, sondern auch, weil die seit den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erheblich gestiegenen Reallöhne und der von den Gewerkschaften erstrittene freie Samstagnachmittag es ihnen ermöglichten, regelmäßig zum Fußball zu gehen und den Ligabetrieb zu verfolgen. Um 1910 beliefen sich die Besucherzahlen in den Spitzenspielen von Aston Villa, Preston North End und Blackburn Rovers auf durchschnittlich 10 000, und in der Saison 1913/14 wurden die Spiele der English Football League von durchschnittlich 23 000

³ C. Baudelaire, Zur Ästhetik der Malerei und der bildenden Kunst (= Werke, Bd. 4), Minden 1906, S. 286.

Menschen besucht.⁴ Das Pokalfinale dieses Jahres erreichte den Vorkriegsrekord von 120 000 Zuschauern.

Von England in die Welt

Die universale Qualität des von der FA beaufsichtigten englischen Fußballspiels kam darüber hinaus darin zum Ausdruck, dass es auch außerhalb seines „Mutterlandes“ Anhänger fand. Dieser Kulturtransfer setzte allerdings eine technische Neuerung des Industriezeitalters voraus: das moderne Dampfschiff. Dieses Verkehrsmittel trug seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert dazu bei, dass die europäische Überseewanderung nie gekannte Ausmaße erreichte und sich auch der allgemeine Verkehr zwischen England und dem europäischen Kontinent intensivierte.⁵

Nicht wenige jener Briten, die sich auf die Dampfschiffe begaben, hatten einen Fußball im Gepäck.⁶ An erster Stelle sind wohlhabende Touristen aus „aristocracy“ und „upper middle class“ zu nennen, die sich den Begleiterscheinungen des beginnenden Massentourismus auf der Insel zu entziehen versuchten und auf den europäischen Kontinent auswichen. Orte wie Nizza und Cannes, Alassio, Portofino und San Remo, aber auch z. B. die deutschen Modebäder Bad Homburg, Wiesbaden und Baden-Baden, stellten sich innerhalb weniger Jahre auf die sportlichen Neigungen der zahlungskräftigen Gäste ein. Zu den Multiplikatoren des Fußballspiels zählten des Weiteren Geschäftsleute, Bankiers sowie Industrielle mit ihren Managern, die im europäischen Ausland und in Übersee Filialen eröffneten, um mit billigen Arbeitskräften zu produzieren. Auch britische Ingenieure und Techniker, die in den europäischen Metropolen Gas-, Wasserleitungen und andere Infrastruktureinrichtungen bauten, und Studenten, die sich an den Technischen Hochschulen in Deutschland und der

Schweiz ausbilden ließen, spielten für die Verbreitung des Fußballs außerhalb der britischen Inseln eine wichtige Rolle. Wo ihr Anschlussbedürfnis zu Klubgründungen und zur Entstehung eines Wettkampfbetriebs führte, traten bald ökonomische Interessenten auf den Plan, um den Markt für Sportartikel und Sportzeitungen zu erschließen. Und auch Einheimische begannen, sich für Fußball zu interessieren. Verschiedentlich wurden sie von den Briten auch zum Mitmachen aufgefordert, weil die Gegner fehlten oder die Mannschaft unvollständig war.

Die neuen Mit- bzw. Gegenspieler rekrutierten sich zunächst aus den unmittelbaren Kontaktpersonen der Briten. Es handelte sich also um Geschäftspartner, Manager und Techniker, in West- und Osteuropa darüber hinaus auch um die Sprößlinge aristokratischer Familien bzw. – in Südamerika – um die Söhne der traditionellen Eliten, die in den von den Briten dort errichteten Colleges erzogen wurden. Nicht wenige der neuen Fußballjünger waren selbst Immigranten, und ein vergleichsweise hoher Anteil rekrutierte sich aus Juden, Studenten und dem wachsenden Heer der Angestellten, einer gewissermaßen traditionslosen, erst mit der Hochindustrialisierung entstehenden Schicht. Gemeinsam war allen diesen Gruppen, dass sie am Rand der bürgerlichen Gesellschaft angesiedelt waren und nach sozialer Integration strebten. Arbeiter hielten sich von dem Spiel hingegen weitgehend fern: weil sie kein Geld und keine Zeit dazu hatten, weil sie andere Freizeitbeschäftigungen wie das Turnen und die Angebote der organisierten Arbeiterbewegung vorzogen oder weil es – wie in Brasilien und anderen südamerikanischen Ländern – wegen der Rückständigkeit der Industrialisierung überhaupt erst wenige von ihnen gab.

Es war dieser Mittel-, teilweise sogar Oberschichtencharakter, der den Fußballsport in den europäischen, aber auch den südamerikanischen Importländern vom englischen Prototyp unterschied. Während der englische Fußball seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts seinen Charakter als Gentlemanvergnügen zunehmend einbüßte und bald als genuines Element der Arbeiterkultur galt, behielt das Spiel außerhalb Englands den in der Entstehungsphase erworbenen Elite- und Mittelschichtencharakter teilweise bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bei. Für die Institutionalisierung des Fußballs in den betreffenden Ländern war das insofern von Vorteil, als damit soziale Nähe zum politischen Establishment und zu dessen Fördermitteln einherging. Auf die eine oder andere

4 Zahlen nach Wray Vamplew, *Pay up and Play the Game. Professional Sport in Britain 1875–1914*, Cambridge 1988, S. 62.

5 Hatten die Kanalfähren in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts jährlich etwa 50 000 Passagiere nach Ostende, Le Havre, Boulogne, Calais und Dieppe gebracht, so waren es Anfang der achtziger Jahre 250 000 und um 1900 eine halbe Million.

6 Zum folgenden ausführlich Tony Mason, *Some Englishmen and Scotsmen abroad: the spread of world football*, in: Alan Tomlinson/Garry Whannel (Hrsg.), *Off the Ball. The Football World Cup*, London 1986, S. 68 f.; sowie die in Fußnote 1 genannten Werke.

Weise wurde der Fußball in vielen Ländern von den Dynastien und vom Militär, von der Politik und den Behörden unterstützt.

Die Kulturbedeutung des Fußballs

In diesem sozialen Rahmen verkörperte das Fußballspiel das spezifisch moderne Lebensgefühl der Jahrhundertwende, insbesondere der Aufsteiger und „selfmademen“, die offen für alles Neue waren und sich um Konventionen wenig scherten. Für viele von ihnen waren der Gebrauch der englischen Sprache und die Imitation des „English way of life“ auch der Versuch, sich von bestimmten überkommenen Mustern der eigenen Kultur wie z. B. der Turnbewegung mit ihrer Neigung zum Kollektivismus und zur Korrektheit zu distanzieren. Für die Akzeptanz und den Verbreitungserfolg des Importartikels Fußball war die Modernität der Anhänger jedoch nur eine notwendige, nicht schon eine hinreichende Voraussetzung. Denn Wurzeln schlug dieser Sport in seinen neuen Wirtschaftsgesellschaften nur dann, wenn es ihnen gelang, die abstrakte soziale Form des Spiels mit konkreten, auf die jeweilige Gesellschaft zugeschnittenen Sinngehalten zu füllen. Wo das nicht gelang, wie z. B. in Japan, erkannten die Zeitgenossen auf dem Fußballfeld nicht mehr als zwölf Figuren in kurzen Hosen, die hinter einem Ball herliefen.

Ein Vehikel, solchen „Sinn“ zu erzeugen, waren die vielfältigen ethnischen Subkulturen, wie sie z. B. in der österreichischen K.u.K.-Doppelmonarchie und den überseeischen Einwanderstaaten bestanden. Die Existenz dieser Subkulturen führte zu gewissermaßen „natürlichen“ Mannschaftsbildungen und Spielpaarungen, etwa Böhmen gegen Kroaten oder Italiener gegen Griechen. Dieser Effekt ging jedoch verloren, wenn die Immigranten – wie z. B. in den USA – erfolgreich in den Schmelztiegel der Nationalkulturen absorbiert wurden.

Nachhaltiger wirkte daher die „Sinnggebung“ aus dem übersteigerten Nationalismus und den Großmachtsphantasien der Jahrhundertwende, zumal sie die Rivalität mit den britischen Lehrmeistern stimulierte. Im politisch aufgeheizten und aggressiven Klima der letzten Jahre vor dem Ersten Weltkrieg führte diese Entwicklung zu einer Emanzipation von den britischen Lehrmeistern und zur Zurückdrängung des unbefangenen Kosmopolitismus der Zeit vor 1900. Das äußere Zeichen dafür war die Abkehr von der englischen Sportsprache.

Die Fachverbände, die – mit Ausnahme des „Deutschen Fußball-Bundes“ – zunächst wie in England „Football Association“ genannt worden waren, bekamen nun neue Namen in der jeweiligen Landessprache, und aus „football“ wurde „Fußball“ oder „voetbal“; die Italiener wählten „calcio“, den Namen eines alten florentinischen Spiels aus der Zeit der Renaissance.

Vom Eliten- zum Massensport

Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich das Spiel in den meisten Ländern, in denen es vor 1914 erfolgreich etabliert worden war, zu einem Massenphänomen. In Südamerika wurde dieser Aufschwung vom Durchbruch der Industrialisierung bewirkt, in Russland darüber hinaus durch die Oktoberrevolution, die eine Erweiterung der sozialen Basis erzwang. In West- und Mitteleuropa war es der Erste Weltkrieg, der dem Spiel die entscheidenden Impulse gab:

Wohl alle beteiligten Armeen führten spätestens mit dem Übergang zum Stellungskrieg 1916/17 sportliche Wettkämpfe durch und bauten einen geregelten Trainingsbetrieb auf, um die Truppenmoral aufrechtzuerhalten. Fußball (und das diesem Spiel nachempfundene Handballspiel) waren die beliebtesten Disziplinen, die, wie ein preußischer General missbilligend feststellte, „das militärische Leben bei einzelnen Truppen [bald] mehr beherrschten als der nüchterne Dienst mit der Waffe“⁷. Vor allem in der Generation der in den neunziger Jahren des 19. Jahrhundert Geborenen, aber auch bei vielen Älteren wirkte der Weltkrieg so als eine „Werbeveranstaltung“ für den Fußball – mit weitreichenden Konsequenzen für die Zeit nach 1918:

Zum einen sprengte die große Zahl sportfreudiger Kriegsheimkehrer, die nun in die Klubs, Vereine und auf die Zuschauertribünen drängten, die vorhandenen Kapazitäten, und die Wettkämpfe verloren den vor 1914 entwickelten elitären Charakter. Zum anderen konnten viele derjenigen Fußballspieler, die im Krieg sportlich sozialisiert worden waren, das einmal angeeignete Sportverständnis nicht einfach ablegen wie ihre Uniform. Diese Entwicklung wurde in den mittel- und osteuropäischen Verliererstaaten noch dadurch gefördert,

⁷ Georg Maercker, Vom Kaiserheer zur Reichswehr. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Revolution, Leipzig 1921, S. 309.

dass sich die militärischen Kommandobehörden unter dem Eindruck der Niederlage und – so in Deutschland – der revolutionären Ereignisse bemühten, die Heimkehrerströme durch entsprechende Angebote zu bremsen und zu kanalisieren.⁸ Die im Krieg erfolgte Vermischung sportlicher und soldatischer Verhaltensweisen wurde daher nur unvollständig rückgängig gemacht, und in den Fußballstadien war ein bis dahin nicht gekanntes Ausmaß an Fouls und Ruppigkeiten zu beobachten. In der Öffentlichkeit wurde das als Folge einer Proletarisierung missverstanden, die indes auch jetzt nur sehr zögerlich erfolgte.

Berufsfußball und die Internationalisierung des Spielverkehrs

Ob der Massencharakter des Spiels nun durch den Weltkrieg oder durch andere Faktoren gefördert wurde – seine Begleiterscheinungen waren überall in der Welt die gleichen:

Erstens kam es zur Ausdifferenzierung verschiedener Leistungsniveaus, und in den Metropolen bildeten sich rivalisierende Spitzenmannschaften. Diese wurden vom Publikum mit bestimmten ethnischen, konfessionellen und sozialen Kulturen identifiziert, ohne dass sich ihre soziale Basis unbedingt auf die entsprechenden Subkulturen beschränkt hätte. Nicht selten war es vielmehr so, dass solche symbolischen Konflikte oftmals erst durch das Spiel selbst geschürt, ja künstlich erzeugt wurden.

Zweitens fand Fußball nun das Interesse auch jener Zeitgenossen, die selber niemals aktiv gespielt hatten. Die Zuschauerzahlen gingen in die Tausende und Zehntausende, und erstmals erzielten auch Klubs außerhalb Englands regelmäßige Einnahmen aus Eintrittsgeldern. Die meisten berühmten Fußballstadien Südamerikas und Europas (inklusive des Londoner Wembley-Stadions) entstanden in dieser Boomphase nach dem Ersten Weltkrieg.

Drittens intensivierte sich in Kontinentaleuropa und in Südamerika der internationale Spielverkehr. Um die neuen großen Stadien zu füllen, luden die Klubs ausländische Teams ein, und um die Hypotheken bezahlen zu können, gingen ihre Mannschaften auf Auslandstournee. Darüber hin-

aus wurden internationale Turniere ins Leben gerufen. Die südamerikanischen Fußball-Länder, die sich bereits 1916 in einer Confederación Sudamericana de Fútbol (CONMEBOL) zusammengeschlossen hatten, spielten seit 1920 um einen Pokal und seit 1922 um die Südamerikanische Meisterschaft. Und in Europa organisierten einige Verliererstaaten des Weltkriegs, die von den Siegermächten boykottiert wurden und von den Olympischen Spielen ausgeschlossen waren, internationale Fußballturniere der Vereinsmannschaften: seit 1927 um den Mitropa-Cup, seit 1929 um den Balkan- und Baltic-Cup.

Alle diese Faktoren trugen dazu bei, dass etwa seit Mitte der zwanziger Jahre das Thema Berufsfußball diskutiert wurde. Die Spitzenspieler sahen sich von den Vereinen immer stärker beansprucht und verlangten ihren Anteil an den Einnahmen. Die Klub- und Verbandsoffiziellen, im Allgemeinen Angehörige der Gründergeneration, beharrten hingegen auf dem Amateurprinzip – teils aus Rücksicht auf die Finanzen, teils aus politischen Motiven: Fußballspieler sollten heldenhafte Vorbilder sein und daher zumindest pro forma Idealisten bleiben. Das Thema Professionalismus wurde international auch deshalb so heiß diskutiert, weil sich generelle Aussagen über die Natur der Sache nicht treffen ließen. In einigen Fällen – z. B. in Brasilien – war der Scheinamateurismus die Grundlage für Ausbeutungsverhältnisse. In anderen – so in der Sowjetunion und in Deutschland – bot der vertragslose Zustand den Spielern die Möglichkeit, ihre Marktchancen optimal auszunutzen.

Der Durchbruch des Berufsfußballs, sei es auf einer offen kommerziellen Basis, sei es verbrämt als Staatsamateurismus wie in der Sowjetunion, erfolgte in den meisten europäischen Ländern (mit Ausnahme Deutschlands)⁹ Anfang der dreißiger Jahre – also rd. 40 Jahre später als im „Mutterland“ England. Ein Impuls ging dabei von der Weltwirtschaftskrise und der damit verbundenen Arbeitslosigkeit aus, durch die viele europäische Spieler in die Situation kamen, dass sie ihre Existenz vollständig aus dem „illegalen“ Fußballeinkommen bestreiten mussten. Ein zweiter Impuls war ein nach Differenzen mit dem IOC über den Amateurstatus gefasster Beschluss der FIFA aus dem Jahr 1930, kurzfristig eine Fußball-Weltmeisterschaft zu veranstalten. Bereits das erste Turnier,

⁸ Für Deutschland vgl. Christiane Eisenberg, „English sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn 1999, Kap. 5.

⁹ Dort kam eine 1932 beschlossene Reichsliga wegen der nationalsozialistischen Machtübernahme nicht zustande. Erst die Gründung der Bundesliga im Jahr 1963 holte den Schritt nach.

das noch im selben Jahr mit großem Aufwand von Uruguay ausgerichtet wurde, schlug auf die „Fußballnationen“ durch, und zwar unabhängig davon, ob sie eine Mannschaft entsandt hatten oder nicht:

Zunächst einmal erweiterte die Weltmeisterschaft den bis dahin auf Europa beschränkten internationalen Spielermarkt, so dass – insbesondere in den kapitalschwachen südamerikanischen Ländern – ein Exodus von Spitzenspielern einsetzte. Die Einführung des bezahlten Fußballs war dort nicht zuletzt eine Maßnahme, die Stars im Lande zu halten.¹⁰

Diese Spielertransfers wiederum bewirkten eine gegenseitige Beeinflussung der Spielweisen, wobei sich die den Ozean überspannende argentinisch-italienische „connection“ als besonders fruchtbar erwies. Juventus Turin z. B. verschaffte sich über diese „connection“ eine legendäre Mannschaft von offensiven Angreifern und Ballkünstlern, von denen hier nur der argentinische Star Raymundo „Comet“ Orsi genannt werden soll. Der österreichische „Donaufußball“ blieb hingegen an seinen mitteleuropäischen Entstehungskontext gebunden – ein Beleg dafür, dass der globale Austausch in dieser Zeit wichtiger war als der europäische.

Schließlich stimulierte die Weltmeisterschaft erneut den sportlichen Nationalismus. Ähnlich wie in den Städten scheint es dabei auch auf dieser internationalen Ebene vergleichsweise unerheblich gewesen zu sein, ob den Rivalitäten reale politische Konflikte zugrunde lagen oder nicht. Allein der Wunsch, in der internationalen Konkurrenz zu bestehen, reichte aus, um das Interesse der Öffentlichkeit in den einzelnen Ländern zu wecken.

Aus dieser Diagnose, dass das Spiel seit den zwanziger und dreißiger Jahren eine Eigendynamik entwickelte und ein Faktor sui generis wurde, erklären sich die differenzierten Urteile in der Literatur über das Verhältnis von Fußball und Politik in den Diktaturen und autoritären Regimen Europas und Südamerikas. Auf der einen Seite lassen sich etwa für die Sowjetunion unter Stalin und für Österreich in der Zeit des „Anschlusses“ an das nationalsozialistische Deutschland Willkürakte, Deportationen und sogar Morde nachweisen. Auf der anderen Seite florierte der Spielbetrieb dort, aber auch z. B. im faschistischen Italien, nicht nur trotz, sondern auch und gerade wegen der Interventionen „von oben“: Denn die Diktatoren ließen Stadien bauen, stellten öffentliche Mittel für Train-

¹⁰ Vgl. Pierre Lanfranchi/Matthew Taylor, *Moving with the Ball. The Migration of Professional Footballers*, Oxford 2001, S. 3.

ningslager bereit und sorgten mithilfe ihrer politischen Massenorganisationen für große Zuschauerzahlen.¹¹ Das mag mit erklären, warum jene Länder, die in der Zwischenkriegszeit Demokratien geblieben waren und Sport als Privatsache betrachteten, nämlich Frankreich, die Schweiz, die USA, Australien und nicht zuletzt auch Großbritannien, im Weltfußball nun an den Rand bzw. – dies gilt für die sich dem Fußball von vornherein verweigernden Nationen – weiter an den Rand rückten. Die englische FA trat im Jahr 1928 aus Protest gegen die zunehmende Politisierung des Fußballs (wie auch gegen die lockere Handhabung der Amateurregeln) sogar aus dem Weltfußballverband FIFA aus, so dass das „Mutterland“ des modernen Fußballs, international gesehen, in die Isolation geriet.

Europäische und außereuropäische Interessenkonflikte

Die Instanz, die den internationalen Spielverkehr und die Spielertransfers regulierte und überwachte, war die im Jahr 1904 gegründete FIFA, die seit 1930 im Vierjahresrhythmus auch die Fußball-Weltmeisterschaft veranstaltete. Die FIFA beanspruchte von Anfang an ein Weltmonopol, blieb jedoch hinsichtlich der Zusammensetzung ihrer Führungsspitze und ihrer Politik zunächst eine von Europäern dominierte Organisation.

Das sollte sich nach dem Zweiten Weltkrieg ändern. Denn in Europa war der Spielbetrieb zwischen 1939 und 1945 zunehmend eingeschränkt worden und dann ganz zum Erliegen gekommen. Demgegenüber war die Entwicklung in vielen außereuropäischen Ländern kontinuierlich verlaufen, weil diese Länder entweder gar nicht am Weltkrieg teilgenommen hatten oder zumindest von Kampfhandlungen zu Hause verschont geblieben waren. Dadurch gewann zunächst der südamerikanische Fußball an Gewicht – eine Entwicklung, die sich nicht nur auf dem Spielfeld zeigte, wo sich im Endspiel der WM 1950 Uruguay und Brasilien gegenüberstanden, sondern auch in der Sportpoli-

¹¹ Vgl. die Beiträge von Riordan und Archetti in: C. Eisenberg (Anm. 1); ferner Richard Giulianotti/G. S. T. Finn, *Epilogue: Old Visions, Old Issues – New Horizons, New Openings? Change, Continuity and other Contradictions in World Football*, in: dies. (Hrsg.), *Football Culture. Local Contexts, Global Visions*, London 2000, S. 258 f.; Matthias Marschik, *Between Manipulation and Resistance: Viennese Football in the Nazi Era*, in: *Journal of Contemporary History*, 34 (1999), S. 215–229.

tik: Der Anteil der europäischen Fußballverbände an der Gesamtmitgliedschaft der FIFA war nämlich zwischen 1945 und 1955 von 54 auf 42 Prozent gesunken.¹² Für die südamerikanischen Delegierten bei den Generalversammlungen war es daher ein Leichtes, die europäischen Delegierten zu majorisieren, zumal die CONMEBOL Blockabstimmungen organisierte. Nicht zuletzt aufgrund dieser Erfahrung sahen sich führende europäische Fußballfunktionäre in der FIFA seit Anfang der fünfziger Jahre veranlasst, die Gründung einer eigenständigen Konföderation zur besseren Vertretung der europäischen Interessen in Erwägung zu ziehen. Daraus entstand im Jahr 1955 die Union des Associations Européennes de Football (UEFA).

Der europäische Fußball wurde nach 1945 darüber hinaus durch den Kalten Krieg beeinträchtigt. Während dieser Konflikt auf viele andere Sportarten durchaus positive Effekte hatte, weil nun erneut staatliche Subventionen in den Sport flossen, war das im Fußball nicht in dem Maße der Fall. Denn im Ostblock realisierte man recht schnell, dass die Konkurrenz gegen die westlichen Profis mit Staatsamateuren nicht zu bestehen war. Deshalb wurden die Talente eher in andere Sportarten als in den Fußball geschickt. Zu den Leidtragenden gehörte auch der bis dahin so erfolgreiche mitteleuropäische Fußball. Den Wiener Klubs kamen die Gegner in Ungarn, der Tschechoslowakei und Jugoslawien abhanden, und alle Versuche einer Wiederbelebung des einst so populären Mitropa Cups (1927–1939) scheiterten.¹³ Erst unter der Ägide der UEFA nahm ein neues, diesmal allerdings eher nach Westeuropa orientiertes Turniersystem Gestalt an. Seit 1955/56 wurde der „Pokal der Europäischen Meistervereine“ ausgespielt und seit 1960 der „Pokalsieger-Pokal“, der 1971/72 in den „UEFA-Pokal“ überführt wurde. Für die Ländermannschaften wird seit 1968 im Vierjahresrhythmus die Europameisterschaft veranstaltet. Dazu kamen Turniere für Jugendmannschaften.

Auch mittel- und längerfristig sah sich der europäische Fußball durch die wachsende außereuropäische Konkurrenz immer wieder herausgefordert. In der Sportpolitik machte in den späten fünfziger

und sechziger Jahren insbesondere die Dekolonisierung Afrikas und Asiens den Europäern zu schaffen. Denn infolge dieser Entwicklung entstand eine Vielzahl neuer Staaten, die alle in die FIFA drängten, um sich auf der Fußballbühne der Weltöffentlichkeit bekannt zu machen. Die meisten dieser Newcomer waren in Afrika beheimatet. Allein 31 von 43 neuen FIFA-Mitgliedern, die dem Weltfußballverband im Jahrzehnt 1957–1967 beitraten, repräsentierten diesen Kontinent.¹⁴

Doch hinter den wenigsten Mitgliedsverbänden standen „Fußballnationen“. In den größeren Städten Asiens und Afrikas hatten zwar bereits die britischen, französischen und belgischen Kolonialherren Klubs und Turniere ins Leben gerufen, so dass die Aktivisten nicht bei null anfangen mussten. Die übergroße Armut, die unzureichende Infrastruktur und die instabilen politischen Verhältnisse bedeuteten jedoch in vielen Fällen unüberwindliche Hindernisse für einen geregelten Spielbetrieb.¹⁵ Als die FIFA 1970 eine Erhebung unter ihren Mitgliedern durchführte, ergab sich ein ernüchterndes Bild: Obwohl die 1957 gegründete Confédération Africaine de Football (CAF) mittlerweile 28 Prozent aller registrierten Fußballverbände umfasste, entfielen auf sie nur 3 Prozent der Teams und Spieler. Ein ähnlicher Befund ergab sich für die Asian Football Confederation (AFC). Und auch die Statistiken der karibischen und der ozeanischen Konföderationen vermittelten den Eindruck, dass die Repräsentanten des Fußballs aus diesen Regionen der Welt zwar über Enthusiasmus, nicht jedoch über eine solide Basis verfügten.¹⁶

Da in der FIFA nach dem Prinzip „one country – one vote“ abgestimmt wird, führte die Dekolonisierung zu erneuten politischen Kräfteverschiebungen bei den Generalversammlungen und zu Konflikten; denn die Einnahmen der FIFA stammten überwiegend aus Europa. Schließlich wurde 1974 ein Nichteuropäer, der brasilianische Unternehmer João Havelange, zum FIFA-Präsidenten gewählt – mit den Stimmen der Dritten Welt. Er löste den gelernten Schulmeister Sir Stanley Rous aus Großbritannien ab, der für die Probleme dieser Länder kein besonderes Verständnis aufge-

14 Vgl. Anm. 12.

15 Vgl. z. B. T. Monnington, Crisis Management in Black African Sport, in: J.C. Binfield/J. Stevenson (Hrsg.), Sport, Culture and Politics, Sheffield 1993, S. 123; Paul Dietschy, Sport and decolonisation: the French and Belgian Examples, unveröff. Ms., Besançon 2000.

16 Vgl. Fédération Internationale de Football Association, Report Covering the Period from June 1970 til June 1972, presented to the FIFA General Congress in Paris, 22./23. August 1972.

12 Eigene Berechnungen auf der Basis einer von Heidrun Homburg für das in Anm. 1 erwähnte FIFA-Projekt erstellten Übersicht: FIFA: Affiliated National Associations (Year of Affiliation).

13 Vgl. Matthias Marschik/Doris Sottopietra, Erbfeinde und Haßlieben. Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport, Münster 2000, S. 319 ff.

bracht und manchmal sogar eine Kolonialherren-Attitüde an den Tag gelegt hatte.

Mit Havelange begannen moderne Zeiten in der FIFA. Der neue Präsident verfolgte nicht nur eine konsequente Politik der Kommerzialisierung des World Cup und erschloss der FIFA ganz neue Einkommensquellen aus Sponsoring, Werbung und dem Verkauf von Fernsehrechten. Er sorgte auch dafür, dass ein Großteil der so gewonnenen Millionen in Entwicklungshilfeprogramme für den Fußball in der Dritten Welt floss. Hatte die FIFA außerhalb Europas bis dahin allenfalls Schiedsrichterkurse veranstaltet, so wurden jetzt für bedürftige Mitgliedsländer Trainerakademien sowie sportmedizinische Kurse und administrative Unterstützung organisiert. Auch die mit Hilfe von Sponsoren wie Coca Cola und Adidas durchgeführten Weltmeisterschaften für Jugendmannschaften der unter 21- bzw. unter 17-Jährigen, deren Ausrichtung gezielt an afrikanische, asiatische, karibische und südamerikanische Länder vergeben wurde, waren Teil dieser Fußball-Entwicklungshilfe. Auf den internationalen Fußballbetrieb schlug diese Politik insofern durch, als im Jahr 1982 die Teilnehmerzahl bei der Endrunde des World Cup von 16 auf 24 erhöht worden war, so dass die Afrikaner und Asiaten erstmals feste Kontingente bekamen. Bis dahin hatte jedes Mal ein Play-off zwischen den Siegern der beiden Kontinente darüber entscheiden müssen, wer teilnehmen durfte und von der Umverteilung der World Cup-Einnahmen durch die FIFA profitieren würde.

Von Havelanges Nachfolger, Joseph S. Blatter, wird die Entwicklungshilfepolitik der FIFA seit 1998 in noch größerem Maßstab fortgeführt; denn die Einnahmen aus dem Verkauf von Fernsehrechten wuchsen in neuerer Zeit in die Milliarden. Blatter war als Technischer Direktor und Generalsekretär der FIFA bereits zwanzig Jahre lang mit der Implementierung der Entwicklungshilfeprogramme befasst gewesen, bevor er zum FIFA-Präsidenten gewählt wurde, und stand von Anfang an für eine dezidiert globale Politik. Dadurch machte er sich auch Feinde, insbesondere in der UEFA. Die sich an seiner Person entzündenden Konflikte, die manchen FIFA-Kongress der letzten Jahre geprägt haben, sind daher nach ihrer Struktur Konflikte zwischen europäischen und außereuropäischen Interessen. Die afrikanischen Länder, deren Gunst sich Blatter immer wieder neu versichert hat, spielen hier mittlerweile das Zünglein an der Waage.¹⁷

¹⁷ Vgl. Paul Darby, Africa, the FIFA Presidency and the Governance of World Football: 1974, 1998 and 2002, in: *Moving Bodies*, 1 (2003), S. 47–61.

Es ist daher keineswegs sicher, dass diese Entwicklungshilfepolitik auf Dauer fortgesetzt wird.

Die Modernisierung des europäischen Fußballs

Auch in den klassischen „Fußballnationen“ Europas und Südamerikas wurde das Spiel seit den sechziger und siebziger Jahren gründlich verändert. Insbesondere die Medienpräsenz seit Mitte der achtziger Jahre und die damit einhergehende Kommerzialisierung des Spielbetriebs zeitigten rasch Wirkung.

Die wichtigste Neuerung gegenüber den vorangehenden Jahrzehnten war die Umstrukturierung der Finanzierungsbasis des Spitzenfußballs. Die großen Klubs beziehen heute nur noch den kleineren Teil ihrer Einnahmen aus dem Verkauf von Eintrittskarten und sichern ihre Existenz zunehmend durch den Verkauf von Fernsehrechten sowie durch „Merchandising“, d. h. die Vergabe von Logos gegen Lizenzgebühr. Infolge des Eindringens von Marktprinzipien sind Höchstgehälter und Transferregelungen gestrichen worden, der Kartellcharakter der Ligen ist weitgehend verloren gegangen, und auch der Beruf des Fußballspielers hat eine neue Qualität erhalten. Die Profis sind nach wie vor abhängig beschäftigt, doch zumindest die Spitzenstars sind zugleich Unternehmer in eigener Sache. Zusammen mit den Klubs verkaufen sie „Erlebnisse“ und werden zu Akteuren des Showbusiness.

Darüber hat sich auch das Publikum des Fußballs verändert. Statt der „local club supporters“, wie die sozialwissenschaftliche Sportforschung die traditionellen, üblicherweise dem männlichen Geschlecht angehörenden Fans nennt, dominieren mittlerweile die „soccer interested consumers“, und unter diesen ist erstmals ein hoher Frauenanteil zu verzeichnen. Besonders die Medienpräsenz des Fußballs hat die weibliche Hälfte der Bevölkerung für das Spiel eingenommen.

Diese Modernisierungseffekte wurden teils durch den „push“ der Ausrichtung von Weltmeisterschaften in den europäischen Ländern flankiert, teils durch den „pull“, der von der Auflösung der konfessionellen, klassenspezifischen und ethnischen Subkulturen ausging. In England, das nach der selbst gewählten Isolierung in der Zwischenkriegszeit im Jahr 1946 wieder in den Klub der Großen zurückgekehrt war, kamen die Renovie-

rungsbedürftigkeit der im 19. Jahrhundert entstandenen Stadien und die Gewalttätigkeiten der „Hooligans“ als weitere Faktoren hinzu. Ein wichtiges Motiv der Modernisierung nicht nur der englischen, sondern auch anderer europäischer Klubs war der Wunsch, dem Trend zur Dienstleistungsgesellschaft und den dadurch bewirkten Veränderungen in der Beschäftigtenstruktur Rechnung zu tragen. Die Tendenz zum Fußball-Entertainment reagiert auch auf die speziellen Bedürfnisse dieser vergleichsweise wohlhabenden Klientel.

Die Zukunft des Fußballs

In der Fußballöffentlichkeit wird es verschiedentlich mit Befremden, zum Teil auch mit Besorgnis zur Kenntnis genommen, dass die umfassende Kommerzialisierung dieses Sports heute mit einer außerordentlichen Beliebigkeit und Unverbindlichkeit der Aneignungen und Sinnstiftungen einhergeht. Die Bindungen des neuen Publikums an die Klubs seien locker, es sei einseitig erfolgsorientiert und tendiere dazu, seine Präferenzen für bestimmte Mannschaften „wie die Hemden“ zu wechseln. Infolgedessen könne der Fußball nicht mehr auf eine in konkreten sozialen Zusammenhängen verwurzelte soziale Basis rechnen, sondern müsse abstrakt „von der Historie zehren“, so z. B. Dirk Schümer, ein scharfsinniger Beobachter der deutschen Bundesliga.¹⁸

¹⁸ Dirk Schümer, Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs, Berlin 1996, S. 117 ff.

Nach dem in diesem Beitrag vorgenommenen Parforceritt durch die Fußballgeschichte des 20. Jahrhunderts erscheinen solche Befürchtungen unbegründet. Zum einen war der moderne Fußball von vornherein ein Spiel für Individuen, die keinen rechten Anschluss an gewachsene Gemeinschaften fanden; ja man kann sagen, er war ein Nutznießer der Individualisierungstendenzen des 20. Jahrhunderts und kompensierte sie auf unterschiedliche Weisen. Nicht zuletzt deshalb bezog der Fußballsport seine Gemeinschaftsideologien von vornherein aus vorgestellten Gemeinschaften, insbesondere der Nation. Zum anderen hat sich der moderne Fußball im Verlauf seiner mehr als hundertjährigen Geschichte längst zu einem Kulturgut sui generis entwickelt. Eine Verstärkung durch außersportliche Sinnzusammenhänge benötigt er nicht mehr, weil er für seine Anhänger selbst einen Sinnzusammenhang darstellt.

So gesehen, hängt die Zukunft des Fußballs im Wesentlichen davon ab, ob und wie sich der Unterhaltungswert des Spiels weiterentwickeln wird. Viele Faktoren, die hier eine Rolle spielen, so die wirtschaftliche Entwicklung und die allgemeine Sicherheit der Veranstaltungen (Stichwort Terrorismus), können die Verantwortlichen dabei selbst nur in engen Grenzen beeinflussen. Wohl aber können sie die Qualität der sportlichen Konkurrenz und damit den Zuschauererfolg erhöhen. Der skizzierten Entwicklungspolitik der FIFA und der generellen Bereitschaft der Europäer zur Umverteilung der beträchtlichen Einnahmen aus dem Fußballbusiness kommt auch unter diesem Aspekt strategische Bedeutung zu.

Mittendrin statt nur dabei?

Zur Entwicklungsdynamik von Fußball, Medien und Kommerz

„Begeisterung für eine edle Sache . . .“

„Das deutsche Volk in seiner ganzen Breite hat etwas jetzt empfunden, was Begeisterung heißt für eine edle Sache, die edle Sache des Sports. Nicht nur die Jugend, auch die ältesten Semester standen auf dem Acker mit dem Dreschflgel und winkten, es war etwas so Hinreißendes, das wirklich zeigt, dass es eine Volksbewegung geworden ist, die etwas gelenkt und gesteuert werden muss von unserm Staat. Das sind die Zeichen der Zeit, die müssen erkannt und gefördert werden, und darauf hoffen wir.“¹ Der Präsident des Deutschen Fußballbundes Peco Bauwens stand bei seiner Rede am 6. Juli 1954 im Münchner Rathaus noch ganz unter dem Eindruck der Zugfahrt der Nationalmannschaft zurück in die Heimat. Doch seine Vision einer national inspirierten „Volksbewegung“ als Äquivalent für Höchstleistungen auf dem Fußballfeld sollte sich (gottlob!) nicht erfüllen. Dass es indessen eine Mannschaft der Vertragsamateure gewesen war, die das „Wunder von Bern“ vollbracht hatte, rührt gleichwohl noch heute zu Tränen und wird inzwischen sowohl erfolgreich vermarktet² als auch seitens der Forschung zum Kernstück des Gründungsmythos der Bundesrepublik erklärt.³ Zum ersten Mal nach dem Krieg wagten die Westdeutschen den kollektiven Blick in den Spiegel und verschafften sich – zwischen Selbsterkenntnis und Selbstgefallen – mit dem makellosen Sieg ihrer Mannschaft den Beweis ihrer Vollwertigkeit im Kreis der Nationen. Ebenso konnte das meistverkaufte Taschenbuch über die Weltmeisterschaft nur den einen Titel tragen: „Wie wir Weltmeister wurden.“⁴

1 Empfang der Mannschaft der Fußball-WM 1954 in München/Empfang im Rathaus. Rundfunkreportage des Bayerischen Rundfunks vom 6. Juli 1954.

2 Vgl. Sönke Wortmanns Erfolgsfilm „Das Wunder von Bern“.

3 Vgl. Dirk Schindelbeck, Schöpfungsmythos und Goldenes Zeitalter, in: Rainer Gries/Volker Ilgen/Ders., Gestylte Geschichte. Vom alltäglichen Umgang mit Geschichtsbildern, Münster 1989, S. 250 ff.

4 Wie wir Weltmeister wurden. Kampf und Sieg der Deutschen Fußball-Nationalelf, Berlin 1954.

Getreu dieser Selbsteinschätzung dokumentiert die Darstellung der Helden in der Presse und den Bildmedien dieses neue, vitale Kommunikationsinteresse: Die auf dem Fußballfeld gezeigten Tugenden und Wertvorstellungen stammten ja unmittelbar von den Arbeitsplätzen und aus den Betrieben. Dort, wo der Wiederaufstieg erarbeitet wurde, hatten sie absolute Geltung, und jeder Einzelne der Weltmeistern war einer ihrer mustergültigen Repräsentanten von Fleiß und Disziplin, von Anständigkeit und Bescheidenheit. So war Torwart und „Fußballgott“ Toni Turek im Zivilberuf auch nur ein kleiner Angestellter bei den Düsseldorfer Rheinbahnen, Hans Schäfer Herrenfriseur in Köln. Werner Kohlmeyer stand bei einer Kammgarnspinnerei in Lohn und Brot, Werner Liebrich bei der Post. Ein im Verhältnis zu seiner „Boss“-Rolle auf dem Platz geradezu kümmerliches Dasein fristete Helmut Rahn, der als Chauffeur „einen schwarzen Kapitän für einen Direktor aus dem Ruhrgebiet“ steuerte. Etwas besser schien da Max Morlock als Inhaber eines Sportartikelgeschäfts am Nürnberger Hauptbahnhof „mit Totoannahme“ gestellt. Ottmar Walter fand als Betreiber einer Tankstelle sein Auskommen, ähnlich wie sein Bruder Fritz, Inhaber einer Dampfwäscherei.⁵ Insgesamt zahlte sich die große Leistung für die Akteure mitnichten in handfesten materiellen Vorteilen aus. Ebenso blieb für den einzelnen Fußballer oft bis weit in die siebziger Jahre hinein die Frage des „Danach“ ungeklärt, waren Existenzen als Kneipenwirt oder Kioskbetreiber nach zuweilen glanzvollen Karrieren die Regel.

Doch solange der glorreiche Sieg der „Helden von Bern“ ausschließlich der Ausstaffierung deutschen Selbstbewusstseins diente, sahen am allerwenigsten die Funktionäre des Deutschen Fußballbundes (DFB) Veranlassung, am erfolgreichen Amateurstatus zu rütteln. Immerhin erreichte die Nationalauswahl selbst unter diesen Vorgaben bei der Weltmeisterschaft 1958 in Schweden noch einen

5 Vgl. hierzu ausführlich: Dirk Schindelbeck, Sieger Marke Deutschland oder: „Wie wir Weltmeister wurden“: Heldenstück in drei Akten, in: ders./Andreas Weber, „Elf Freunde müsst ihr sein!“ Einwürfe und Anstöße zur deutschen Fußballgeschichte, Freiburg 1995, S. 71–88.

beachtlichen vierten Platz. Erst 1962 in Chile, als man gegen Jugoslawien schon im Viertelfinale ausschied, war die Talfahrt des deutschen Fußballs nicht mehr zu übersehen, hatte sich der Mythos von den „elf Freunden“ überlebt.

In Wirklichkeit war man in der Bundesrepublik mit dem 1951 eingeführten Amateur-Vertragsspieler-Statut im europäischen Vergleich inzwischen isoliert. Um Deutschland herum, so in den Niederlanden, England, Frankreich, Italien oder Spanien, waren schon in den frühen Nachkriegsjahren nationale Profi-Ligen eingeführt worden – mit Bezügen für die einzelnen Spieler, die sich direkt an deren Marktwert orientierten. Zudem kämpften dort die besten Vereinskraften des Landes Woche für Woche um Punkte und Meisterschaft, was sich sowohl auf die Qualität der Begegnungen als auch die Zuschauerzahlen förderlich auswirkte. Hierzulande bekamen die Stadionbesucher dagegen fast das ganze Jahr hindurch nur biedereren Oberligafußball zu sehen – mit immer wieder sehr ungleichen und wenig spannenden Paarungen. Erst in einer Endrunde wurde dann unter den in ihren Oberligen Süd, West, Nord usw. jeweils führenden Vereinen die deutsche Meisterschaft ausgespielt – ein System, das weder für die Aktiven noch für die Zuschauer sehr attraktiv war. Nur 400 DM erlaubte das Vertrags-Amateur-Statut den Ballkünstlern (die zudem einen „richtigen“ Beruf nachweisen mussten) als Nebeneinnahme. In der Praxis bedeutete dies, dass die Leistungsbereitschaft der Spieler stark schwankte und immer wieder der Anstachelung bedurfte – folglich steckten Funktionäre und Vereinsobere ihnen auch immer wieder heimlich Geld zu, und wenn es nur das obligatorische Fünfmärkstück in den Stiefeln war.

„Kraft in den Teller, Knorr auf den Tisch!“

Anfang der sechziger Jahre hatte sich die Schere zwischen dem, was für einen talentierten Fußballspieler hierzulande und im Ausland zu verdienen war, so weit aufgetan, dass Taschengeld und gute Worte nicht mehr ausreichten, die Leistungsträger zu halten: Bauplätze oder wenigstens zinslose Darlehen für Eigenheime neben beträchtlichen Geldzuwendungen „unter dem Tisch“ waren bei den reichen Vereinen längst übliche Praxis geworden. Inzwischen empfanden es die besten unter Deutschlands Fußballern wie Karl-Heinz Schnel-

linger, Sportler des Jahres 1962, oder Helmut Haller, auch nicht mehr als ehrenrührig, ihr Geld in Italien zu verdienen. Selbst dem großen Fritz Walter war inzwischen schmerzlich bewusst geworden, welche Chancen er sich hatte entgehen lassen. Nicht ohne Neid gestand er einem Stern-Journalisten 1961: „Wenn ich gewusst hätte, was ich heute weiß, dann hätte ich 1952 von Atletico Madrid die 250 000 DM genommen und wäre Berufsspieler geworden.“⁶ Doch es musste wohl erst zu dem Debakel bei der WM 1962 in Chile kommen, ehe sich der DFB zur überfälligen Strukturreform im deutschen Vereinsfußball durchrang und die Einführung einer bundesweiten Eliteliga beschloss.

Gleichwohl gab es auch im Spielerlager Stimmen, die dem hergebrachten Amateurstatus nachtrauerten wie etwa Jürgen Werner vom Hamburger SV: „Und wenn es in den nächsten Jahren 300 000 DM wären, das ist mir die Sache nicht wert.“⁷ Werner stieß sich vor allem an den in Zukunft unterschiedlichen Gehältern innerhalb der Mannschaften. Damit werde „das Gleichheitsprinzip durchbrochen“, von nun an sei jeder nur noch des anderen „Nebenbuhler, nicht Kamerad“. Natürlich fiel dem angehenden Studienrat mit den Fächern Latein und Sport diese Argumentation leicht. Im Gegensatz zu vielen seiner Mitspieler, die fortan ausschließlich auf ihr fußballerisches Talent setzten und deswegen in ihren entscheidenden Jahren kaum zu einer qualifizierten Berufsausbildung kommen konnten, ging er von einem fertigen Lebensplan für die Zeit „danach“ aus. Dennoch sollte es nach der Entscheidung zur Profiligen im Juli 1962 noch ein ganzes Jahr dauern, ehe am 24. August 1963 knapp 300 000 Zuschauer die ersten acht Begegnungen sehen und die sich nun jeden Samstag einstellende „Endspielstimmung“ genießen konnten.

Aus heutiger Sicht bedeuteten die nun geltenden neuen Statuten freilich nur den ersten – wenn auch entscheidenden – Schritt zum Profisystem. Von nun an waren die Spieler Angestellte ihrer Vereine mit festen Einkommen: „Die Gesamtbruttobezüge eines Spielers – zusammengesetzt aus Grundgehalt und Leistungsprämien – dürfen den Betrag von monatlich 1 200 DM nicht übersteigen.“ Nur „besonders wertvollen Spielern“ wurde in Ausnahmefällen mehr gestattet. Trotz der Verdreifachung ihrer Bezüge vom einen auf den anderen Tag war auch dieser Rahmen eher eng bemessen. Schon für einen durchschnittlich guten Spieler wie den Essener Horst Trimborn, der in seinem Zivilberuf als

⁶ Der Stern, Nr. 47, 1961.

⁷ Der Spiegel, Nr. 20, 1963, S. 193.

Buchhalter 1 000 DM und bislang zusätzlich 400 DM als Vertragsamateure erhalten hatte, waren die jetzt maximal „erlaubten“ 1 200 DM eine deutliche Verschlechterung. Und so sorgte auch in der Folgezeit immer wieder das (noch zu wenige) Geld für Affären und Skandale – am offensichtlichsten im großen Bundesliga-Skandal der Saison 1970/71, als sich herausstellte, dass der Abstieg bestimmter Vereine gegen Zahlung von Schmiergeldern manipuliert worden war.⁸

„Besonders wertvollen Spielern“ wie dem ebenso erfolgreichen wie populären Ausnahmestürmer des HSV und der deutschen Nationalmannschaft Uwe Seeler war auch mit dem neuen System nicht gedient. Um ihn zu halten, mussten Konstruktionen jenseits des Spielfelds geschaffen werden. So war „Uns Uwe“ der erste, der sein „eigentliches“ Geld schon 1961 außerhalb des grünen Rasens verdiente: als Generalvertreter im norddeutschen Raum in Diensten des Sportschuhherstellers Adidas. Wie kein anderer markiert er damit die Übergangssituation im bundesdeutschen Fußball. Erst die Generation nach ihm, die der Beckenbauers, Netzers und Overaths, hatte über ihre Popularität die Chance, an die (ganz) großen Werbeeinnahmen zu kommen – um den Preis freilich einer stets wachsenden Entfremdung von den Fans. Die ersten Werbeauftritte mit Fußballern gerieten aber noch hausbacken, wie die Fernsehspots mit Lothar Emmerich und Siegfried Held von Borussia Dortmund zeigten, die schon kurz nach dem Gewinn des Europapokals 1966 artig ihre Suppe („Kraft in den Teller – Knorr auf den Tisch!“) löffelten. Noch schien es zu dieser Zeit kaum vorstellbar, die Popularität der Ballartisten auch für dem Sport eher fern stehende Produkte wie Klebstoffe, Autositze oder Versicherungen einzusetzen, was seit Mitte der achtziger Jahre kein Thema mehr ist.

„Ich trinke J., weil. . .“

Obwohl der Fußball schon zu Zeiten der „Sieger von Bern“ die denkbar attraktivste Massenunterhaltung überhaupt geboten hatte und sein Aufstieg überdies direkt mit der Verbreitung des neuen Mediums Fernsehen zusammenhing,⁹ sorgte der

⁸ Vgl. Martin Paringer, Korruption im Profi-Fußball. Eine Überprüfung unlauteren Verhaltens von Vereinsfunktionär und Spieler unter dem Aspekt der §§ 263 und 298 ff. StGB am Beispiel des so genannten Bundesliga-Skandals, Frankfurt/M. 2000.

⁹ So war schon während der Fußballweltmeisterschaft in der Schweiz 1954 der Verkauf von Fernsehgeräten um 200

Rundfunkstaatsvertrag, welcher die Trennung von kommerziellen und redaktionellen Inhalten strikt vorschrieb, bis weit über das Ende der siebziger Jahre hinaus dafür, dass seine ökonomischen Entwicklungsmöglichkeiten an enge Grenzen stießen.

In der Folge spielten sich während des gesamten Jahrzehnts zum Teil listig geführte Grabenkämpfe zwischen denen ab, die direkt oder indirekt vom Spielgeschehen profitierten wie Trainer, Spieler, Vereine und deren Sponsoren und denjenigen, welche „das Produkt“ Fußball über die engen Stadiongrenzen hinaus in die Öffentlichkeit transportierten wie die Fernsehanstalten, die ihnen zuarbeitenden Journalisten oder der DFB selbst. Je stärker von ökonomischer Seite der Druck auf die Attraktion Fußball wurde, desto schwieriger gestaltete sich für die öffentlich-rechtlichen Medien der Abwehrkampf – umso mehr, als sich nach dem Einbruch des Zuschauerinteresses infolge des Bundesligaskandals 1970/71 nicht nur der bundesdeutsche Fußball erstaunlich schnell erholte und an Attraktivität und Renommee gewann (Europameister 1972; Weltmeister 1974), sondern jetzt auch Vereinsmannschaften wie Mönchengladbach oder Bayern München beachtliche internationale Erfolge verbuchen konnten.

Immer dann erhielt der Argwohn der Medienvertreter neue Nahrung, wenn Fälle publik wurden, in denen Dritte sportliche Veranstaltungen als ihre Bühne missbraucht hatten. So berichtete der Reporter Rudi Michel auf einer Fachtagung, dass selbst bei einer so randständigen Sportart wie Springreiten der amtierende Weltmeister, der ein Jahr zuvor nahezu alle Konkurrenzen dominiert hatte, aus unerklärlichen Gründen mit seinem Pferd nicht zurechtgekommen sei. „So verweigerte das Pferd am Wassergraben, dann gab es Probleme am Oxer, dann wieder verhielt der Reiter sein Pferd an der Mauer. Mit Hilfe von Zeitlupenstudien wurde Ursachenforschung betrieben, bis jemand dem Geheimnis auf die Spur kam. Im Hintergrund der Szenen, in denen verweigert oder verhalten wurde, sei immer die gleiche Werbebande zu sehen gewesen. Dem Weltmeister war also die Prämie, die von der werbenden Firma dafür gezahlt wurde, dass ihr Namenszeichen möglichst lange auf dem Fernsehschirm erschien, wichtiger als der Sieg im sportlichen Wettbewerb.“¹⁰

Prozent gestiegen. Vgl. Thomas König, Fankultur. Eine soziologische Studie am Beispiel des Fußballfans, Münster 2002, S. 15 ff.

¹⁰ Peter Lichtenauer, Das lukrative Werbegeschäft mit Sport und Fitneß. Eine sozialwissenschaftliche Explorationsstudie über Kommunikations- und Systemzusammenhänge von Sport und Werbung, Münster 1987, S. 282

Solchen Manipulationstendenzen entgegenzutreten, sahen die Mediengewaltigen als ihre vornehmste Aufgabe an. Immer wieder wurden Fußballübertragungen kurzfristig aus dem Programm genommen oder die Kameraleute angewiesen, Werbebanden auszublenden. Doch der Umgang mit kommerziellen Interessen Dritter war fortan als Thema ständig präsent. 1974 forderte der Deutsche Sportbund (DSB) in seinen „Leitlinien für die Werbung im Sport“ entsprechend konzertierte Aktionen: „Die Werbung ist ein Teil unserer Marktwirtschaft. Die Werbung stellt den Sport in zunehmendem Maße vor besondere Aufgaben und Probleme. Um sie zu lösen, ist ein gemeinschaftliches Vorgehen der Turn- und Sportbewegung unabdingbar.“ So empfahl man „angemessene“ Werbung zum Vorteil der Sportvereine und -verbände, stationäre Bandenwerbungen wurde geduldet, nichtstationäre – etwa auf Sportkleidung oder -geräten – hingegen verworfen.

Doch schon hier mochte der größte Verband – der DFB – nicht mitziehen. Schließlich hatte der Braunschweiger Unternehmer Günter Mast („Ich trinke J., weil...“) bereits 1973 eine für die zukünftige Entwicklung des Fußballs folgenreiche Bresche geschlagen – aufgrund seiner Doppelfunktion als Inhaber einer Likörfabrik und zugleich Präsident von Eintracht Braunschweig. Nur so war es ihm möglich gewesen, seine Spieler mit dem Logo des von ihm hergestellten Kräuterlikörs, einem Hirschgeweih, auflaufen zu lassen. Auch wenn sich der DFB zunächst noch als Bremser hervortat und nur 14 Zentimeter Werbefläche (im Durchmesser) „am Mann“ zugestand, bedeutete dies doch einen Meilenstein auf dem Weg zum entfesselten Fußballmarkt heutiger Prägung: vom Vertragsamateur über den Angestellten zum selbstständigen Unternehmer mit eigenem Manager oder gar mit ins Trainingscamp der Nationalmannschaft mitreisendem „Berater“. Die endgültige Freigabe der Spielergelöhner 1974 war die logische Folge solcher Entwicklungen, ebenso wie auf der anderen Seite innerhalb von nur fünf Jahren die Trikotwerbung zum allgemeinen Standard wurde. Der letzte werbefreie deutsche Meister war der 1. FC Köln 1978/79.

Gleichwohl sah ZDF-Intendant Diether Stolte noch 1982 die „Ideale und Glaubwürdigkeit des Sports“ in Gefahr und bezeichnete die Werbetreibenden als „Trittbrettfahrer“ und „Schmarotzer“, die sich „auf den Bildschirm schleichen“, wohingegen Peter Krohn, Ex-Manager des HSV, bekundete, der Profi-Fußball in der Bundesrepublik sei ein „schlafender Riese“, der geweckt werden

müsse, womit er vor allem das wirtschaftliche Potenzial meinte, das noch längst nicht zur Entfaltung gebracht worden sei.¹¹

Toni Schumacher und das Entertainment

Doch erst mit der Einrichtung des dualen Fernsehsystems 1983 zeichnete sich ab, dass ausschließlich das große Geld zur eigentlichen Triebfeder all dessen, was auf dem grünen Rasen als heute tägliches Medienspektakel geschieht, werden sollte. Das Vermittlungsmonopol des öffentlich-rechtlichen Systems war aufgehoben, Sender wie RTL und SAT 1, selbst über Werbung finanziert, nahmen sich des Fußballs an. Nicht gegenläufige, sondern parallele, aus seinem „Warencharakter“ abgeleitete Interessen bestimmten fortan die Präsentation der Inhalte. Dass dieses System freilich seine eigenen Gesetzmäßigkeiten produzierte, wurde spätestens 1987 am „Enthüllungsbuch“ Toni Schumachers deutlich, das seinerzeit vor allem wegen der darin enthaltenen Doping-Vorwürfe Aufsehen erregte. Aus heutiger Sicht sind eher die Einsichten in die Denkweise der Profis interessant; zudem gibt es Aufschluss über den Pegelstand des Kommerzialisierungsprozesses zu jener Zeit. „Wie ein Damoklesschwert hängen finanzielle Einbußen über unseren Köpfen“, bekannte der Nationalaltorwart: „Rummenigges größter Geldgeber nach Adidas ist Fuji. Klar wie Quellwasser ist, dass Karl-Heinz ein goldenes Angebot von mindestens einer Million DM bekommen hat. Schließlich war er Nationalspieler und potenzieller Teilnehmer an den Weltmeisterschaften 1982 und 1986. Er fühlte sich beruflich und moralisch verpflichtet, jedes Risiko einzugehen, nur um spielen zu können. Ähnlich hatte ich in Rom bei der EM 1980 gehandelt und mit gebrochenem Finger gespielt. Was wäre passiert, hätte ich einen oder zwei Bälle verpasst! Eine ungeheure Belastung!“ Längst spielte kein Profi mehr der „edlen Sache“ wegen in der Nationalmannschaft: Aus Sicht Schumachers war sie nichts anderes als der Multiplikator seiner Popularität – und damit Instrument zur Steigerung seines individuellen Marktwerts: „Erst nach der gewonnenen Europameisterschaft in Rom 1980 wurden die Angebote richtig aufregend. Nur ein Mitglied der Nationalmannschaft kommt an Werbeverträge von jährlich 100 000 DM und mehr. Als

11 Ebd.

ich meine erste Adidas-Abrechnung erhielt, war ich sehr angenehm überrascht.“¹²

Mit dem Einzug solcher Summen war zwangsläufig auch die internationale Härte (die „Blutgrätsche“) in die bundesdeutschen Stadien eingekehrt, stieg das Verletzungsrisiko für die Spieler stark an, ebenso wie die Zahl echter Frühinvaliden, und beendete dieses „Ausleseprinzip“ zunehmend die Karrieren der oft sensiblen „Supertechniker“ wie etwa des genialen Heinz Flohe abrupt. Auf der anderen Seite profitierten aber nun auch zweitrangige Spieler wie der Ersatztorwart des SV Werder Bremen, Jürgen Rollmann, von der immer stärker Fahrt aufnehmenden Geldmaschine Profifußball. So lag Rollmanns Einkommen bereits Ende der achtziger Jahre weit über dem bundesdeutschen Durchschnittsverdienst. Zum monatlichen Grundgehalt von 10 000 DM kamen allein für das Tragen einer bestimmten Handschuhmarke weitere 10 000 DM, neben 75 Prozent der eingespielten Prämien der Stammmannschaft für Punktspiele; hinzu kamen Prämien für Pokalsiege (25 000 DM pro Spiel und Spieler), Honorare für Fernsehauftritte (über 10 Sekunden in der entsprechenden Kleidung), Tantiemen für Sammelbilder und anderes mehr. Es verwundert nicht, dass schon bald erste bekannte Fußballer wie etwa Norbert Nachtweie Opfer dubioser Vermögensberater und Geschäftemacher wurden, die ihnen unseriöse Abschreibungsmöglichkeiten wie z. B. Bauherrenmodelle aufgeschwatzt hatten. Selbst Ersatztorwart Rollmann kaufte sich sicherheitshalber gleich vier Dachgeschosswohnungen als Anlageobjekte: „Damit hatte ich Ende 1991 mehr Eigentumswohnungen als Bundesliga-Einsätze.“¹³ Doch Rollmann, dessen Buch über den Profifußball noch heute aufschlussreich ist, lernte auch bald die Kehrseiten des Geschäfts kennen: „Ein moderner Sklavenhandel mit überwiegend zufriedenen Sklaven: Langsam, aber sicher kann ich begreifen, warum der Profifußball schon mal abfällig als Hurengeschäft bezeichnet wird.“¹⁴

Profifußball und Weihnachten

Auf der Suche nach dem Zeitpunkt, an dem die letzten Dämme brachen, welche der totalen Entfesselung der Ware Fußball bis dahin entgegen-

gestanden hatten, wurde Willi H. Knecht in den frühen neunziger Jahren fündig: „Die Wende kam mit der Wende. In schamloser Offenheit demonstrierten die Beutezüge der Profiteure der deutschen Wiedervereinigung als der zweiten Raffkegeneration nach den Gewinnlern der bundesdeutschen Währungsreform von 1948 ihr Credo, dass Eigennutz besser nährt als Gemeinnutz.“¹⁵ Immer schneller drehte sich in der Folgezeit das Geldkarussell, immer mehr Berater, Agenturen, Ausrüster, Merchandiser, Spielervermittler („Hallo Vereine, ich habe den Schneider von Rostock, wenn ihr ihn wollt, bitteschön, wir können sprechen, aber 600 Mille müsst Ihr schon einmal für mich einplanen. . .“¹⁶) traten auf den Plan und machten blendende Geschäfte.

Bald sollte sich die Einrichtung der kommerziellen Kabel- und Satelliten-Sender richtig auszahlen, allen voran jedoch das vom Sport-Direktor von SAT 1, Reinhold Beckmann, erfundene ran-Format einer TV-gerechten Fußball-Show. Es kam der Optimierung einer Geldmaschine gleich, zum Vorteil aller daran Beteiligten: „Attraktiver Sport braucht Sponsoren, die Sponsoren brauchen das Fernsehen, um ihre Werbebotschaften zu verbreiten, das Fernsehen wiederum braucht den Sport als Unterhaltungsprogramm.“¹⁷ In Zahlen ausgedrückt: Von 1989/90 bis 2000/01 stieg der durchschnittliche Umsatz der Bundesligavereine von 20 Millionen auf 95 Millionen DM an. Die Gesamteinnahmen an Eintrittsgeldern vermehrten sich im selben Zeitraum verhältnismäßig moderat von 95 auf 240 Millionen DM – hingegen explodierten die Gelder aus der Vergabe der TV-Übertragungsrechte von gerade 40 Millionen 1989/90 auf 700 Millionen DM in der Saison 2000/01. Für kleinere Vereine wie z. B. den SC Freiburg bedeutete dies, dass ihm mehr als 60 Prozent seiner Einnahmen allein aus dieser Quelle zufließen. Zusätzliche Gelder kamen aus dem Trikotsponsoring; sie verachteten sich im Vergleichszeitraum – von etwa 18 auf 150 Millionen DM. Auf der anderen Seite stiegen natürlich auch die Personalkosten von durchschnittlich 6,75 über etwa 19 Millionen 1995/96 auf 48 Millionen DM in der Saison 2000/01. Seit Mitte der neunziger Jahre hat das Durchschnittsgehalt eines Bundesliga-Spielers die Millionen-(DM)-Grenze überschritten, stiegen die Spitzengehälter in nur fünf Jahren von fünf (Stefan Effen-

12 Toni Schumacher, Anpiff. Enthüllungen über den deutschen Fußball, München 1987, S. 202.

13 Jürgen Rollmann, Profifußball. Ein Leben zwischen Sein und Schein, Berlin 1997, S. 46.

14 Ebd., S. 125, 127.

15 Willi H. Knecht (Hrsg.), Mammon statt Mythos. Der deutsche Sport 2000, Berlin 1997, S. 11.

16 J. Rollmann (Anm. 13), S. 128

17 Rainer Daike, Wieviel wert ist der Sport?, in: Jürgen Hüther, Medien und Sport: Geschäft auf Gegenseitigkeit, in: Medien & Erziehung, 36 (1992) 2, S. 68.

berg: 1995) auf neun Millionen DM.¹⁸ In Einzelfällen führte dies zu Summen, die heute, nach dem Boom, wie schwere Hypotheken auf den Vereinen lasten, wie etwa der Fall des 25-jährigen Ex-U-21-Nationalspielers Christian Timm. Seit dieser im Sommer 2002 beim 1. FC Kaiserslautern seinen Vertrag unterzeichnete, soll er 3,6 Millionen Euro kassiert haben – für 24 Spiele bzw. 1 370 Minuten auf dem Platz. Zum monatlichen Grundgehalt von 51 130 Euro strich Timm 15 400 Euro pro Punkt ein, hinzu kamen jährliche Einmalzahlungen – in der Saison 2002/03 eine Million Euro – sowie weitere 448 000 Euro, da Timm mehr als 15 Pflichtspiele bestritt. Sportbild errechnete für ihn einen Minutenpreis von 3 343 Euro (zum Vergleich: Ronaldo 4 481, Zidane 4 680 Euro).¹⁹

An Beispielen sei auf andere Weise illustriert, welche Profite der durch die Medien ausgeweitete Markt plötzlich möglich machte:

– Agenturen wie ISPR, SportA oder Ufa Sports begannen die Vereine bei der Vermarktung ihres „Produkts“ zu beraten und vertraten sie gegenüber Dritten. „Kurz bevor Ufa Sports 1994 die Gesamtvermarktung von Hertha BSC übernahm, wollte der Club einen Ausrüsterkontrakt mit der Firma Nike über drei Millionen Mark abschließen. Ufa Sports hatte die Verhandlungen für die Berliner anschließend übernommen und erzielte sechs Millionen Mark als Vertragssumme, obwohl der Verein damals noch in der Zweiten Bundesliga spielte. Innerhalb von fünf Jahren erweiterte die Vermarktungsagentur zusätzlich das Merchandising-Angebot von 30 auf 350 Produkte.“²⁰

– „Nach dem Gewinn der Europameisterschaft 1996 durch das ‚Golden Goal‘ durch Oliver Bierhoff wurde mit ihm erstmals konsequent ein Einzelspieler vermarktet: ‚Ich habe die Marktlücke sofort erkannt: Oliver ist ein Produkt, das wir vermarkten können wie ran oder den Compaq Grandlam.‘ (ISPR-Manager Peter Olsson). Umgehend erstellte die Firma eine 100 000 DM teure Marktanalyse mit dem umwerfenden Befund: ‚Oliver ist jung, dynamisch, glaubwürdig und verantwortungsbereit.‘ Mit diesem Imageprofil trat der Vermarkter an potenzielle Werbepartner heran – mit großem Erfolg (‚Ich hab einen neuen Trainer für mein Haar‘).“²¹

18 Zahlen nach Alexander Ziebs, Ist Erfolg käuflich? Analysen und Überlegungen zur sozioökonomischen Realität des Berufsfußballs. München 2002.

19 Zahlen nach „Sportbild“ vom 14. April 2004.

20 Tim Holzapfel, Sportrechte-Vermarkter im Fußball. Geldgeber oder Einflussnehmer?, Hamburg 2002, S. 76.

21 Thomas Kistner/Jens Weinreich, Das Milliardenispiel. Fußball, Geld und Medien, Frankfurt/M. 1998, S. 264.

– „Die Umgehung der Auswirkungen des Bosman-Urteils (Ablösefreiheit und Freizügigkeit der Profifußballer) 1995 führte zu abstrusen Konsequenzen. So verlängerte der Nigerianer Jonathan Akpoborie seinen Vertrag mit dem abstiegsbedrohten FC Hansa Rostock im März 1997 um drei Jahre, ließ sich aber gleichzeitig eine Ausstiegsklausel für sieben Millionen Mark festschreiben. Das Ziel war klar: Akpoborie, von Stuttgart, Köln, Paris und vielen anderen umworben, würde bei einem Wechsel rund die Hälfte der Summe für sich und seinen Berater behalten dürfen, und Rostock hätte immer noch dreieinhalb Millionen statt nichts.“²²

Mit der Umwandlung ehemals eingetragener Vereine in Kapitalgesellschaften – mit schon bald folgenden Börsengängen (und heute entsprechender Ernüchterung: Borussia Dortmund) – erfolgte der bislang letzte Schritt in Richtung totaler Kommerzialisierung des Fußballsports. Doch die enorme Ausweitung des Marktes führte keineswegs zu einem entspannteren Umgang der Wettbewerber untereinander, im Gegenteil: „Es ist ein beinhardt Geschäft mit viel Leidenschaft. Aber ich würde es nicht gleich den Heiligen Krieg nennen“, bekannte Nike-Chef Phil Knight: „Ich würde gern glauben, dass adidas den Krieg verloren hat. In Wahrheit haben sie nur ein paar Schlachten verloren. Jedes halbe Jahr gibt es eine neue Schlacht.“²³ Der totale Krieg, zwischen Wettbewerbern in der Ausrüstungsbranche seit Jahrzehnten der Normalzustand, sollte bald auch zwischen Staaten den Umgangston bestimmen, wenn es um eine so imageträchtige wie lukrative Sache wie die Durchführung einer Fußball-WM ging. „Bereits die Bewerbung“, so FIFA-Präsident Joseph Blatter, „wird gleichsam wie ein wirtschaftlicher Feldzug geführt, der die Vorzüge der einheimischen Fähigkeiten, Erzeugnisse und Dienstleistungen herausstreichen soll. Welche Bedeutung die Kandidaten ihrem Auftritt beimessen, zeigte sich erstmals in aller Deutlichkeit anhand des unerbittlichen Zweikampfs zwischen Japan und Südkorea für die Vergabe der Weltmeisterschaft 2002; ein Duell, das in Anbetracht der kulturellen und historischen Voraussetzungen einzig mit der ‚salomonischen‘ Teilung der Veranstaltung geschlichtet werden konnte.“²⁴

22 Rainer Kalb, Fallstudie Fußball. Bosman, TV-Gelder und Vereinsegoismen, in: W. H. Knecht (Anm. 15), S. 80.

23 T. Kistner/J. Weinreich (Anm. 21), S. 247.

24 Joseph Blatter, Die wirtschaftliche Bedeutung des Fußballs, in: Franz Jaeger/Winfried Stier (Hrsg.), Sport und Kommerz. Neuere ökonomische Entwicklungen im Sport, insbesondere im Fußball, Chur 2000, S. 104.

Fußballclub als Unterhaltungskonzern

Nach der ebenso atemberaubenden wie überhitzten Entwicklung der Geldmaschine Profifußball in den neunziger Jahren scheint heute eher Nachdenklichkeit angezeit – nach dem Zusammenbruch der Kirch-Gruppe, dem Börsenfiasko von Borussia Dortmund und der Rückkehr der Fußball-Grundversorgung zu den öffentlich-rechtlichen Sendeformaten. Auch der Möllemann'sche Traum vom Fußball als Zeremonienmeister auch anderer Unterhaltungs-„Contents“ scheint deutlich relativiert. Sicherlich sind und bleiben Fußball und (TV-) Medien nach wie vor aufeinander angewiesen, schon weil sie – in einer geradezu symbiotischen Wechselbeziehung stehend – voneinander profitieren wie keine andere Sportart, welche die Massen erreicht. Es scheint allerdings, dass die Karten zur Zeit neu gemischt werden. Bei fast jedem Spieler-Interview ist diese Unsicherheit inzwischen auszumachen, deutlich wahrzunehmen an der seit etwa zwei Jahren festzustellenden Tendenz der Aktiven (Trainer wie Spieler) zur indignierten Zurückweisung der stereotypen Reporterfrage: „Welche Erklärung haben Sie für Ihr schlechtes Spiel?“

Noch scheinen viele der Aktiven nicht begriffen zu haben, dass nicht sie, welche die Leistung bringen, das „Produkt“ Fußball machen, sondern diejenigen, die ihre Leistung transportieren, kommentieren und einordnen. Die Musterfälle Johannes B. Kerner und Reinhold Beckmann sollten Lehre genug sein. Seinerzeit bloße Zuarbeiter der Fußball-Shows der neunziger Jahre, sind sie über lange Zeiträume auf dem Bildschirm präsent geblieben und inzwischen zu Mediengrößen mit eigenen Talkshows aufgestiegen, wohingegen viele der einst von ihnen interviewten Rasen-Helden heute der Vergessenheit anheim gefallen sind.

Selbst Heißsporn Uli Hoeneß, vor noch nicht allzu langer Zeit ein würdiger Ekel-Alfred-Nachfahr, scheint diese Lektion in Sachen Medien inzwischen gelernt zu haben, gibt sich locker und mode-

rat. Schon mittelfristig – das weiß nicht nur er – sitzen die Medien am längeren Hebel. Ein Spieler, der sich ihnen gegenüber durch unpassende oder gar pampige Äußerungen (z. B. Lothar Matthäus) geoutet hat, wird in Zukunft wenig Chancen haben, nach seiner Karriere als Aktiver zum gefragten „Studio-Experten“ aufzusteigen. Für einen solchen Profi bedeutet der Tag seines Abschieds vom Fußball zwangsläufig auch das Ende seiner Medienkarriere.

Insofern gilt, was Toni Schumacher 1987 schrieb – man müsse als Profi in seiner aktiven Zeit so viel Geld auf der „hohen Kante“ haben, dass man für den Rest seiner irdischen Tage ausgesorgt habe²⁵ – nur noch eingeschränkt. Längst ist eine andere Strategie für die reiferen Jahre eines Ex-Fußball-Profis angesagt, wofür einmal mehr die Lichtgestalt des deutschen Fußball als Beleg herhalten mag. Was die geniale Nummer 5 in ihrer aktiven Zeit an Geldern einstrich, erscheint – angesichts der derzeitigen Werbeverträge Beckenbauers – geradezu lächerlich. Die Medien – und nur sie – sind es, die solche Chancen eröffnen. Zum Beispiel: Selbst der Geschäftsführer von Bayer Leverkusen, Reiner Calmund, ist, ohne in seiner Person auch nur einen Hauch von Sportlichkeit vermitteln zu können, von der Sportbühne im Augenblick nicht wegzudenken. Längst hat ihn die Werbewirtschaft als Sympathieträger entdeckt. „Leibesfülle plus rheinischer Mutterwitz“, um sein Markenzeichen zu charakterisieren, reichen völlig aus, souverän und auf gleicher Augenhöhe mit den Waschbrettbäuchen 20-jähriger Jungnationalspieler mithalten zu können.

Vielleicht sollte man es mit Walter Jens halten, der angesichts dieses immer noch tolldreisten Spektakels nur noch eins, nämlich Bodenhaftung, sucht: „Ein Stadionbesuch ist ab und zu wichtig, um den Fernseheindruck zu relativieren.“ Auf seine Art pflichtete ihm unlängst sogar Felix Magath bei: „Wir haben in den letzten zwanzig Jahren zu viel an das Geld und zu wenig an den Fußball gedacht!“²⁶

²⁵ Vgl. T. Schumacher (Anm. 12), S. 203.

²⁶ Badische Zeitung vom 7. Mai 2004.

Hochleistungssport im internationalen Vergleich

Einleitende Bemerkungen

Wenn am 13. August 2004 in Athen die 28. Olympischen Spiele eröffnet werden, treten rund 10 500 Athletinnen und Athleten aus 201 Ländern in 28 Sportarten an, um sich 16 Tage im sportlichen Wettstreit zu messen und um ihre Siegerinnen und ihre Sieger in 301 Wettbewerben zu ermitteln. Die dabei erbrachten Leistungen wurden durch hartes und nahezu tägliches Training erzielt, das jedoch in den verschiedenen Ländern unter höchst unterschiedlichen gesellschaftlichen, kulturellen und sportstrukturellen Rahmenbedingungen stattfindet. Schon seit längerer Zeit hat sich die relativ einfach strukturierte Beziehung zwischen Athlet/-in und Trainer/in zugunsten eines komplexen personellen Netzwerkes des Hochleistungssports verändert, in dem neben diesen zentralen Akteuren des Hochleistungssports weitere Personen, Organisationen und Institutionen wichtige Rollen bei der Vorbereitung und Durchführung der sportlichen Leistung übernommen haben. Gefragt sind hierbei vor allem spezifische leistungsfördernde Rahmenbedingungen bzw. Ressourcen, die in einer Gesellschaft für die Erstellung der Leistungen im Spitzensport zur Verfügung stehen bzw. gestellt werden. Um diese Ressourcen systematisch erfassen, beschreiben und vergleichend betrachten zu können, ist es hilfreich, das analytische Raster eines Erfolgs-Ressourcen-Modells anzuwenden, mit dessen Hilfe die zentralen Ressourcen der Organisation des Hochleistungssports identifiziert werden können.

Ressourcen des Hochleistungssports können heute auf drei unterschiedlichen Ebenen verortet werden: auf der Ebene der Gesellschaft, in der jeweiligen Organisation des Hochleistungssports einer Nation und in seiner Umwelt, die sich durch eine besondere Relevanz für das System Hochleistungssport auszeichnet. Fasst man die entscheidenden Ressourcen des Hochleistungssports zusammen, die direkt oder indirekt mit dem sportlichen Erfolg zusammenhängen, so entstehen je nach berücksichtigter Sportart und Nation verschiedene Ressourcenmuster. Im Gegensatz zu früheren Vorha-

ben,¹ Determinanten für sportliche Erfolge zu bestimmen und zu interpretieren, wird in der hier vorgelegten Konzeption ein Zugang gewählt, der keinen engen Blick auf die Bedeutung weniger Indikatoren richtet. Es wird vielmehr ein weit gefasster Bezugsrahmen zu Grunde legt, um die komplexen Strukturen des Hochleistungssports nachzuzeichnen. Die im Folgenden dargestellten Befunde resultieren aus einer Untersuchung, die im Jahr 1999 begonnen wurde und auf die acht erfolgreichsten Nationen der Olympischen Spiele ausgerichtet war. Mittels schriftlicher und mündlicher Befragung wurden Informationen über den Hochleistungssport Australiens, Chinas, Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens, Russlands und der Vereinigten Staaten von Amerika eingeholt. Befragt wurden dabei die Dachorganisationen und ausgewählte Fachverbände sowie staatliche Einrichtungen des Sports in den jeweiligen Ländern. Darüber hinaus erfolgten Dokumentenanalysen und Literaturstudien. Die Interpretation der erhobenen Daten wurde schließlich in Kooperation mit ausgewählten nationalen Experten kommunikativ validiert.

1 Vgl. Ernst Jokl/Martti J. Karvonen/Jaakk Kihlberg/Aarni Koskela/Leo Noro, Sports in the cultural pattern of the world, Helsinki 1956; Paavo Seppänen, Die Rolle des Leistungssports in den Gesellschaften der Welt, in: Sportwissenschaft, 2 (1972) 2, S. 133–155; Aleksander D. Novikov/Michael Maksimenko, Soziale und ökonomische Faktoren und das Niveau sportlicher Leistungen verschiedener Länder, in: Sportwissenschaft, 2 (1972) 2, S. 156–167; Kalevi Heinilä, The totalization process in international sport, in: Sportwissenschaft, 12 (1982) 3, S. 235–254; Jane Colwell, Sociocultural Determinants of International Sporting success: The 1976 Summer Olympic Games, Waterloo 1981; Jane Colwell, Ökonomische Bedingungen des Erfolges im internationalen Spitzensport, in: Klaus Heinemann (Hrsg.), Texte zur Ökonomie des Sports, Schorndorf 1984, S. 91–100; A. Ray Grimes/William J. Kelly/Paul H. Rubin, A socioeconomic Model of National Olympic Performance, in: Social Science Quarterly, 65 (1984), S. 777–783; Markus Lamprecht/Hanspeter Stamm, Weltsystemposition, Legitimität und internationaler Spitzensport: Partizipation und Erfolg an Olympischen Spielen als Korrelate in die Weltgesellschaft, in: Helmut Digel (Hrsg.), Spitzensport. Chancen und Probleme, Schorndorf 2001, S. 98–122; Dieter H. Jütting, Olympischer Sport und kulturelle Hegemonie. Zur globalen Expansion eines europäischen Kulturmusters, in: H. Digel, ebd., S. 80–97; Daniel K.N. Johnson/Ayfer Ali, A Tale of Two Seasons: Participation and Medal Counts at the Summer and Winter Olympic Games, Wellesley/Mass. 2002.

Betrachten wir die Gesellschaft einer Leistungssportnation als Ressource für das System des Hochleistungssports, so ist davon auszugehen, dass gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen einen zentralen Einfluss auf die sportliche Erfolgswahrscheinlichkeit eines Landes ausüben. Für die Identifikation zentraler Ressourcen des Hochleistungssports ist es somit unerlässlich, bestimmte Charakteristika eines Landes in den Blick zu nehmen. Dabei ist davon auszugehen, dass diese länderspezifischen Rahmendaten jeweils als Hintergrundvariablen wirken und einen unabhängigen Einfluss auf die Ausprägung einzelner Elemente der anderen Ebenen ausüben. Berücksichtigt wurden hierbei z. B. ausgewählte Aspekte der Sozialstruktur, insbesondere die Bevölkerungsentwicklung, aber auch die politische und wirtschaftliche Situation eines Landes.

Auf der zweiten Ebene – der der Organisation des Hochleistungssports – kann man eine Vielzahl von Einzelkategorien unterscheiden, die für ein erfolgreiches Agieren in internationalen Wettkämpfen von Bedeutung sind. Zu nennen wären hier beispielhaft die Talentsuche und -förderung, die Aus- und Weiterbildung der Trainer/-innen, die Sportpartizipation der Bevölkerung, die Wettkampfangebote, die organisatorischen Strukturen und ihr Personal und nicht zuletzt die Finanzierungsmittel und -formen (vgl. Abb.).

Aus der Umwelt des Systems des Hochleistungssports erweisen sich vor allem einige gesellschaftliche Teilsysteme als besonders bedeutsam. Bei den zahlreich vorhandenen Leistungsinterdependenzen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Teilsystemen erfährt der Hochleistungssport vor allem Leistungen aus der Wirtschaft, der Politik, dem Militär, der Wissenschaft, den Bildungs- und Erziehungseinrichtungen und den Massenmedien. Im Folgenden werden beispielhaft die Verflechtungen des Hochleistungssports mit dem Bildungs- und Erziehungssystem sowie dem Militär vorgestellt und die erkennbaren Gemeinsamkeiten und Unterschiede der acht Länder diskutiert.

Die Rolle des Bildungs- und Erziehungssystems

Zur Sicherung seines Fortbestandes ist der Hochleistungssport zwingend darauf angewiesen, dass junge Menschen immer wieder dazu bereit sind, sich einer langjährigen Karriere im Hochleistungssport zuzuwenden. Dabei stellt sich neben der

Frage nach der Rekrutierung dieser jungen Menschen auch die nach deren Betreuung. So ist der moderne Hochleistungssport u. a. dadurch charakterisiert, dass die Karrieren der Athlet/innen früh beginnen und die jungen Menschen zu dem Zeitpunkt, zu dem sie als Talente für den Sport entdeckt werden, in ein je spezifisches Bildungssystem eingebunden sind. Der Beitrag, der von den einzelnen nationalen Bildungssystemen zu Gunsten der Entwicklung des Hochleistungssports erbracht wird, kann dabei von unterschiedlicher Art und Qualität sein.

Während dem verpflichtenden Sportunterricht an den Schulen sowie den dabei vermittelten Inhalten in der Regel nur eine geringe Bedeutung für den Hochleistungssport zukommt, ist es insbesondere der außerunterrichtliche Schulsport – und hierbei das Angebot an Wettkämpfen –, der eine Relevanz für den Spitzensport besitzt. In allen acht untersuchten Nationen existiert an den Schulen ein Wettkampfprogramm. Die jeweilige Bedeutung dieser Wettkämpfe für den Hochleistungssport ist dabei allerdings sehr unterschiedlich: In den USA, in China und in Russland kommt dem schulischen Wettkampfwesen eine hohe Bedeutung für den Hochleistungssport dieser Nationen zu. Unabhängig von den jeweiligen nationalen Unterschieden ist hier grundsätzlich eine systematische Sichtung der Sportler/innen sowie eine systematische Auswertung der Wettkampfergebnisse zum Zweck der Talentsuche zu konstatieren.

Das *US-amerikanische* Schulwesen bietet den Schülern und Schülerinnen eine Vielzahl unterschiedlicher Wettkämpfe in verschiedenen Sportarten und Leistungsstufen an. Der Wettbewerb zwischen den Schulen um Anerkennung und öffentliche Reputation wird dabei auch auf dem Feld der Schulsportwettkämpfe ausgetragen. Im amerikanischen Bildungswesen hat sich somit ein hoch professionalisierter Wettkampfsport etabliert und die Sportmannschaften der *High Schools* sind längst Teil einer sehr lukrativen Unterhaltungsindustrie. Diese Sportmannschaften stellen dabei einen ganz wesentlichen Ort der Talentsichtung im US-amerikanischen Sport dar, wobei die Wettkampfleistung als das entscheidende Kriterium gilt, eine/n Nachwuchssportler/in als Talent einzustufen.

In *China* ist die Durchführung von Schulsportwettkämpfen in den Grund- und Mittelschulen auf der Ebene der Gemeinden, Regionen und Provinzen gesetzlich festgelegt und nach Alters- und Leistungsstufen getrennt. Die Wettkämpfe finden an den Grundschulen alle zwei Jahre als Multisport-

veranstaltung statt, die zehn Tage dauert und die Sportarten Leichtathletik, Schwimmen, Basketball, Volleyball und Fußball umfasst. An den Mittelschulen werden diese Wettkämpfe alle vier Jahre als Multisportveranstaltung über zwei Wochen ausgetragen; sie umfassen traditionelle Sportarten (z. B. Leichtathletik, Schwimmen, Turnen, Basketball, Volleyball, Fußball). Charakteristisch für das Wettkampfwesen an den chinesischen Schulen ist die Tatsache, dass die Kinder systematisch gesichtet und bei entsprechenden Leistungen und Veranlagungen in ein entsprechendes Talentförderungs-system eingegliedert werden. Die Auswahl der Talente erfolgt dabei nach festgelegten Kriterien der nationalen Sportverbände. Dem schulischen Wettkampfsystem in China ist aber auch deshalb ein hoher Stellenwert zuzuschreiben, weil es bislang nur in wenigen Sportarten ein alternatives Wettkampfsystem von Vereinsmannschaften gibt.

In *Russland* finden ebenfalls regelmäßig Wettkämpfe der Sportmannschaften der Regelschulen statt. Erfahrene Trainer/innen der spezialisierten Sportschulen beobachten diese Schulwettkämpfe, die für Kinder im Alter von 13 und 14 Jahren durchgeführt werden. Auch die Ergebnislisten dieser Wettkämpfe werden im Rahmen der Talentsuche genauestens analysiert. Ferner ist die wieder eingeführte und halbjährlich stattfindende „*Spartakiada škol'nikov*“ („Spartakiade der Schüler“), die von der Abteilung „Körperkultur“ des russischen Ministeriums für Bildung organisiert wird, für die Talentsichtung im russischen Hochleistungssport von entscheidender Bedeutung.

Eine eher unbedeutende Rolle für den Hochleistungssport der jeweiligen Nationen spielen die schulischen Wettkampfsysteme in Australien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Italien. Trotz dieser Einschätzung sind jedoch auch hier länderspezifische Besonderheiten festzustellen: So existiert in *Australien* ein offizielles Wettkampfprogramm für *primary* und *secondary schools*, das vom australischen Schulsportrat verwaltet wird. In der Leichtathletik, im Schwimmen und im Turnen werden ferner alle zwei Jahre „Pazifische Schulspiele“ ausgerichtet.

Die Sportwettkämpfe des *deutschen* Schulsystems sind zum einen Breitensportlich orientiert (Bundesjugendspiele), zum anderen weist auch der leistungsorientierte Wettbewerb „Jugend trainiert für Olympia“ kaum eine direkte Anbindung an den Hochleistungssport auf. Vielmehr rekrutieren sich die Teilnehmer/innen (der erfolgreichen Mannschaften) vorwiegend aus Vereinssportler/innen,

die bereits über ihre Sportart bzw. die Fachverbände als Talente be- bzw. erkannt sind. Dieser Wettkampf hat somit für das deutsche Spitzensportsystem eher eine Verstärkerfunktion und kann als Aspekt einer Förderkonzeption gedeutet werden.

Der wettkampforientierte Schulsport wird in *Frankreich* über eigene Schulsportvereine organisiert, die in Abhängigkeit von der Schulart jeweils Mitglied spezieller Schulsportverbände sind. Diese Schulsportverbände weisen je eigene Schulsportwettkämpfe auf der Ebene der Departements, der Regionen und auf nationaler Ebene auf. Das Wettkampfsystem basiert dabei auf dem schulfreien Mittwochnachmittag. Eine direkte Inanspruchnahme der schulischen Sportwettkämpfe zugunsten einer systematischen Talentsichtung liegt jedoch in Frankreich nur bedingt vor.

Sportartspezifische Schulsportverbände organisieren in den einzelnen *home countries* Großbritanniens Schulsportwettkämpfe auf den Ebenen *local, district, county, regional* und *national* sowohl für *primary* als auch für *secondary schools*. Die Top-5-Wettkampfsportarten der Schulen sind dabei Fußball, Leichtathletik, Netball, Cricket und Rugby. Die Bedeutung der schulischen Sportwettkämpfe für den Hochleistungssport ist jedoch eher gering.

In *Italien* schließlich existiert ein vom Nationalen Olympischen Komitee, dem Bildungsministerium und den Fachverbänden organisiertes schulisches Wettkampfprogramm für alle Jahrgangsstufen (*Giochi sportivi studenteschi*). Auf der Ebene der Gemeinden, der Provinzen, der Regionen und auf nationaler Ebene werden in den Sportarten Leichtathletik, Schwimmen, Turnen, Volleyball, Basketball, Handball, Fußball und Skilauf entsprechende Wettbewerbe durchgeführt. Doch findet hier keine systematische Beobachtung der Schulsportwettkämpfe für die Identifikation von Talenten statt.

Die Rolle des Bildungs- und Erziehungssystems bei der Unterstützung junger Hochleistungssportler/innen erstreckt sich nicht allein auf wettkampfsportliche Angebote, sondern vielmehr auch darauf, dass den jungen Sportlern und Sportlerinnen gewisse Vergünstigungen zuteil werden, um ihre schulischen Verpflichtungen besser mit den alltäglichen Trainingsbelastungen in Einklang bringen zu können. So sind innerhalb einiger Bildungssysteme spezifische Einrichtungen in Form von Spezialschulen des Hochleistungssports etabliert worden, um an diesen Orten eine besondere schulische und leistungs-sportliche Förderung der jungen Athleten/innen zu gewährleisten. Diese

Formen des Entgegenkommens erfolgen in ganz unterschiedlicher Form und in unterschiedlichem Umfang. Ihnen kommt damit auch eine unterschiedliche Relevanz und Bedeutung für den Hochleistungssport in den jeweiligen Nationen zu.

An den *russischen* Schulen etwa wird umfassend auf die Belange der Spitzensportler/innen eingegangen, indem ihnen ein modifiziertes Curriculum zuteil wird und sie auch Hilfe bei der Koordination von Unterricht und Training erhalten. Sobald die Schüler/innen entsprechende sportliche Leistungen nachweisen können, werden sie in die „Jugendsportschulen der höheren Könnensstufen“ aufgenommen. An diesen Sportschulen werden die talentierten Athletinnen und Athleten von erfahrenen staatlichen Trainer/innen intensiv betreut. Das Training wird hierbei auf die schulischen Lernprozesse abgestimmt, so dass den jungen Athleten/innen ein intensives Training möglich ist. Ferner verfügen diese Sportschulen über Trainer/innen und Lehrkräfte mit besonderen sportartspezifischen Kenntnissen und Fertigkeiten, über qualitativ hochwertige Sportstätten sowie über eine umfangreiche medizinische Versorgung.

Ein ebenfalls umfassendes und flächendeckendes Sportschulensystem wurde in *China* 1955 nach dem Vorbild der Sowjetunion eingeführt, kontinuierlich weiterentwickelt und an moderne Erkenntnisse angepasst. Insbesondere in diesen Sportspezialschulen werden die Talente aller Sportarten entdeckt und einer gezielten Förderung zugeführt. So werden beispielsweise in den „Sportmittelschulen und Wettkampfsportschulen“ talentierte Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 11 und 18 Jahren sowohl sportlich als auch schulisch ausgebildet. Von den rund 2 600 „Sportmittelschulen“ und „Wettkampfschulen“, die insgesamt 85 000 Athleten schulisch betreuen und trainieren, sind 225 als Vollinternate organisiert. Die höchste Ebene des chinesischen Schulsportsystems stellen die „Hochleistungssportschulen“ dar, an denen nicht nur junge Talente, sondern auch alle Hochleistungssportler/innen der Provinzen trainieren. Jede Provinzsportverwaltung unterhält dabei mindestens eine Schule, teilweise sind es bis zu fünf. Die Anzahl der an diesen Einrichtungen trainierenden Sportler/innen beläuft sich auf ca. 32 000. Diejenigen Athleten/innen, die noch schulpflichtig sind, besuchen dabei neben dem Training die in diese Zentren integrierten Schulen.

Ein ebenfalls umfassendes Engagement des Staates bzw. des Bildungswesens für die Belange jugendlicher Hochleistungssportler/innen ist in *Frankreich* zu konstatieren. So sind an den Leis-

tungszentren (404 *pôles*) verbindlich Internate und Schulen eingerichtet. Diejenigen Athletinnen und Athleten, die vom französischen Staat als Leistungssportler/innen anerkannt sind und damit sich *sportifs/sportives de haut niveau* nennen dürfen, besuchen somit keine reguläre Schule, sondern ihr Unterricht wird von Lehrer/innen an den *pôles* abgehalten. Für den Fall, dass es an einem *pôle* keine entsprechenden schulischen Einrichtungen gibt, bestehen in der Regel mit Schulen in seiner Nachbarschaft Kooperationen. Darüber hinaus wird Hochleistungssportler/innen auf verschiedene Art und Weise entgegengekommen, so können z. B. die Teilnoten der Prüfungen zum Abitur bis zu einem späteren Prüfungstermin ihre Gültigkeit behalten (*conservation de notes*).

Ein deutlich geringeres Entgegenkommen in Bezug auf die Belange des Hochleistungssports zeigt sich hingegen in den folgenden Ländern, wenngleich jede der in diesen Nationen existierenden Maßnahmen ihre je eigene Qualität aufweist. Ein wesentlicher Beitrag, den das Bildungssystem in *Australien* zum Spitzensport leistet, ist vorrangig in der Kooperation von Schulen mit Fachverbänden im Bereich der Talentsuche und -förderung zu sehen. In diesem Zusammenhang wurden zu Beginn der neunziger Jahre erstmals in Australien 24 Sportgymnasien als Spezialschulen zu Gunsten des Hochleistungssports eingerichtet. Der Überwindung der räumlichen Distanzen zwischen Trainings- und Ausbildungsstätte, die sich für den Alltag oft als problematisch erweisen, wird dabei eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So gibt es ein so genanntes *distance-education program* mit einem *open learning*-System, das via TV ausgestrahlt wird.

Ausgehend von den Kinder- und Jugendsportschulen (KJS) der DDR wurden in den neunziger Jahren neue Strukturen im *deutschen* Bildungssystem gesucht, um den Belangen des Spitzensports besser gerecht werden zu können. So wurden die KJS in den östlichen Bundesländern in „Sportbetonte Schulen“ überführt und es bestehen mittlerweile – mit Ausnahme von Schleswig-Holstein – in allen Bundesländern insgesamt mehr als 100 Kooperationsprojekte im Verbundsystem Schule und Sport. 38 dieser Projekte erfüllen dabei die vom Deutschen Sportbund geforderten Kriterien und haben das Recht, sich als „Eliteschule des Sports“ zu bezeichnen. Weitere 40 Schulen weisen einen Internatsbetrieb auf. Insbesondere die „Eliteschulen des Sports“ gelten als ein zentraler Baustein der Nachwuchsförderung im deutschen Leistungssport, da hier besondere Rücksicht auf junge Leistungssportler/innen genommen wird, damit diese

die Doppelbelastung von Leistungssport und Schule besser bewältigen können. Im Gegensatz zur spezifischen Betreuung an diesen Spezialschulen sind Vergünstigungen für Spitzensportler/innen an den regulären Schulen allein vom jeweiligen Lehrer bzw. der Schulleitung abhängig, wobei es sich hierbei im Regelfall lediglich um Freistellungen vom Unterricht auf Antrag handelt.

In *Großbritannien* wurden in jüngster Zeit zugunsten der englischen Schulen verschiedene Programme eingeführt, die auf die Förderung von talentierten Sportlern/innen im Schulalltag abzielen. So können sich seit 1995 alle *secondary schools* in England um den Status einer *specialist school* bewerben, u. a. auch mit dem Schwerpunkt „Sport“. Diese so genannten *Sports Colleges* verfolgen dabei das Ziel, Talentförderung und Unterstützung von Nachwuchssportlern/innen, Förderung von Schülern/innen mit motorischen Defiziten sowie Vernetzung der Schulen mit Gemeinden, staatlichen Einrichtungen, Sponsoren und Fachverbänden voranzubringen. Im Durchschnitt müssen an einer solchen Schule zehn Stunden pro Woche mehr Sport- und Trainingsstunden angeboten werden. Nahezu alle *Sports Colleges* sind Gesamtschulen (*comprehensive schools*), deren Schüler/innen im Alter zwischen 11 und 16 bzw. 18 Jahren aus dem Einzugsgebiet der jeweiligen Schule kommen. Den Spezialschulen ist es aber auch erlaubt, zehn Prozent ihrer Schüler/-innen durch ein Auswahlverfahren zuzulassen. Den Schülern/innen der *Sports Colleges* werden dabei u. a. Stipendien für talentierte Nachwuchssportler, Unterricht in Kleingruppen und Nachhilfeunterricht zuteil. Momentan existieren 140 derartiger Spezialschulen, bis September 2004 soll eine Anzahl von 150 erreicht werden.

Am wenigsten stark sind entsprechende Maßnahmen in Italien und in den USA ausgeprägt. Erst im Jahr 2001 wurden in *Italien* zwei Sport-Gymnasien (in Genua und Pisa) eingerichtet, an denen Spitzensportler/innen über verschiedene Vergünstigungen die Kombination von Schule und leistungssportlichem Training erleichtert werden soll: So ist hier der Stundenumfang insgesamt reduziert, außerdem erfolgt der Unterricht nur am Vormittag und es stehen auch geeignete Sportanlagen für das Training der Schüler/innen zur Verfügung. Dabei ist allerdings festzuhalten, dass die Sportler/innen für diese Spezialschule einen jährlichen Beitrag in Höhe von etwa 2 600 Euro selbst bezahlen müssen. In den *USA* schließlich existieren überhaupt keine Spezialschulen zu Gunsten des Hochleistungssports, doch können Spitzensportler/innen an den regulären Schulen mit umfangreichen Vergünstigungen rechnen, so z.B. mit vereinfachten Zugangsvoraussetzungen an *High Schools* oder Freistellungen vom Unterricht.

Die Bedeutung des Militärs

Das Militär kann auf unterschiedliche Weise dem Hochleistungssport Leistungen erbringen und somit eine spezifische Beziehung mit dem Spitzensport eingehen. Einerseits kann der Sport als Grundlage der körperlichen Fitness der militärischen Einheiten dienen sowie als Auflockerung eines sonst reglementierten Tagesablaufs genutzt werden. Andererseits kann das Militär wichtige Funktionen für das Sportsystem und seine Athleten übernehmen, beispielsweise bei der Vereinbarkeit von Beruf und sportlicher Karriere, bei der Bereitstellung einer Karriere nach dem Sport oder bei der finanziellen und sachlichen Förderung.

Um optimale sportliche Leistungen zu erbringen, müssen Hochleistungssportler/innen über ein Umfeld verfügen, in dem sie sich vollständig auf die zu erbringende Leistung konzentrieren können. Dieses Umfeld sollte dabei eine langfristige Vorbereitung und bestmögliche Trainings- und Wettkampfbedingungen bieten und darüber hinaus nicht existenzgefährdend sein. Militärische und militärnahe Einrichtungen scheinen hierfür besonders geeignete Institutionen: Sind Sportler/innen Angehörige des Militärs, so sind sie meist im leistungsfähigsten Alter, der Dienst in einer militärischen Einheit ist für die Sportler/innen genau zu kalkulieren und sie wissen dabei genau, wann sie trainieren und an Wettkämpfen teilnehmen können. Das Militär bietet somit die Möglichkeit, Sport und berufliche Ausbildung bzw. Beruf nahezu optimal zu vereinbaren. Ein weiterer Vorteil ist der Sold, der eine finanzielle Grundsicherung, auch in sportlich erfolgloseren Zeiten, gewährleistet und die Konzentration auf eine leistungssportliche Karriere zusätzlich erleichtert. Aus diesem Grund wurden in vielen Ländern spezifische Förderstrukturen und besondere Sportförderereinrichtungen im Militär zugunsten des Hochleistungssports eingerichtet.

In einer ersten Gruppe sind jene Länder zusammenzufassen, in denen die Sportförderkompanien eine bedeutsame Rolle spielen und deren militärische Struktur auf Pflichtarmeen basiert. Dazu zählen Italien, Deutschland und Russland. In *Italien* wurde die erste Sportkompanie bereits 1922 bei der so genannten Finanzpolizei eingerichtet. Fer-

ner wurden Anfang der sechziger Jahre weitere Förderkompanien innerhalb des Heers aufgebaut, gegenwärtig gibt es in Italien fünf (militärische) Sportkompanien (zusätzlich Marine, Luftwaffe und Carabinieri), in denen 1 485 Sportler/innen in 17 Sportarten an sechs verschiedenen Orten betreut werden. In *Deutschland* sind seit Ende der sechziger Jahre hingegen nur ca. 740 Sportsoldaten/innen in gegenwärtig 25 Sportfördergruppen (3 davon mit militärsportspezifischer Ausrichtung) an 22 verschiedenen Standorten eingebunden. Nach dem Zerfall der Sowjetunion und der Bildung der Russischen Föderation im Jahr 1991 haben sich auch die militärischen Sportstrukturen *Russlands* im Zuge der politischen Umwälzungen und der Demokratisierung radikal verändert. Das russische Hochleistungssportsystem stützt sich aber nach wie vor auf die Sportgemeinschaften und -vereinigungen des Militärs und der Polizei. Die besten russischen Athleten/innen werden in spezielle Sportförderungseinheiten aufgenommen. In allen drei Ländern wird in den Sportförderkompanien den olympischen Sportarten und Disziplinen Priorität eingeräumt und eng mit den jeweiligen Fachverbänden, z. B. bei der Einstufung eines Athleten in eine Fördergruppe anhand spezieller Kriterien, zusammengearbeitet. Den Sportler/innen werden die besten Trainer/innen und Sportanlagen zur Verfügung gestellt und am Ende ihrer Sportkarriere haben die Athleten/innen die Möglichkeit, einen Arbeitsplatz im Militär oder den Sportkompanien zu erhalten (z. B. als Trainer/in).

In einer zweiten Gruppe sind diejenigen Länder zusammenzufassen, die über eine Berufsarmee verfügen. Dadurch ergibt sich eine andere Förderstruktur, z. B. bei der Anzahl der geförderten Athleten/innen. Im Rahmen einer Berufsarmee entfällt auch für Hochleistungssportler/innen die Verpflichtung, Militärdienst ableisten zu müssen, und die Möglichkeit, die Armee in großem Umfang für die Belange des Hochleistungssports zu instrumentalisieren. Im Rahmen der Umwandlung der *französischen* Armee in eine Berufsarmee wurde das *Bataillon Joinville*, eine bis dahin existierende Militärsporteinheit, aufgelöst. Für Hochleistungssportler/innen gibt es jedoch nach wie vor die Möglichkeit, als Berufssoldat/in ihrem Training nachzugehen. Allerdings sind hierfür nur ca. 80 Plätze eingerichtet und die jeweiligen Militäreinheiten können die von ihnen unterstützten Sportarten auswählen. Dabei orientiert sich ihre Wahl zum einen an ihrer jeweiligen militärischen Tradition, zum anderen an der Affinität der Sportart zur spezifischen Ausbildung ihrer Soldaten/innen. Etwas offener zeigt sich hingegen das *US-amerika-*

nische Fördersystem des Militärs. Herausragenden Sportlern/innen in den Reihen der US-Streitkräfte ist es gestattet, für internationale Wettkämpfe (z. B. Olympische Spiele) zu trainieren und an ihnen teilzunehmen. Hierfür bietet das US-Militär spezielle Förderprogramme (z. B. *Armed Forces Sports Program* und *Army's Elite Athlete Support Program*). Die meisten Athleten/innen sind an wenigen Militärbasen zentralisiert und meist den Sportarten Boxen, Ringen, Bobfahren und Schießen zuzuordnen. Das wohl wichtigste Programm zur Athletenförderung in den USA stellt das 1978 ins Leben gerufene *World Class Athlete Program* (WCAP) dar. Das WCAP dient in erster Linie dazu, außergewöhnlich sportlich talentierten Soldaten/innen (einschließlich Mitgliedern der Reserve) die Möglichkeit zu eröffnen, an nationalen und internationalen Wettkämpfen teilzunehmen. Hierfür wurden spezielle Auswahlkriterien festgelegt, die mit den Empfehlungen der nationalen Sportfachverbände übereinstimmen. Grundsätzlich gilt, dass die Soldaten/innen ihr Training mit der militärischen Karriere vereinbaren müssen, d. h., in erster Linie sind sie Soldaten/innen, die ihre militärischen Fähigkeiten (für Kriegszeiten) erhalten müssen. Im Falle einer Krisensituation kehren sie zu ihrer Einheit zurück. Durch das Programm werden den Soldaten/innen die besten Trainingsmöglichkeiten und -stätten sowie sportmedizinische Vorsorge angeboten. Des Weiteren werden durch die US-Armee alle Lebensunterhaltungs-, Trainings-, Ausrüstungs-, Reise- und Wettkampfkosten übernommen. Im Regelfall sind die Soldaten/innen zwei bis drei Jahre vor Olympischen Sommer- oder Winterspielen in das Programm integriert. Nach den Spielen kehrt die Mehrzahl der Soldaten/innen in den normalen Militärdienst zurück. Im Rahmen der Vorbereitung auf Sydney trainierten 77 Soldaten/innen im WCA-Programm. 56 (73 Prozent) qualifizierten sich für die *Olympic Trials*, die endgültigen Qualifikationswettkämpfe für die Sommerspiele. Für die Olympischen Sommerspiele 2004 in Athen sind 72 Soldaten/innen in das WCA-Programm berufen.

Auch die Volksbefreiungsarmee (VBA) *Chinas* unterhält eigene Sportfördereinrichtungen sowie spezielle (Hochleistungs-)Sportmannschaften, in denen vergleichsweise viele Athleten/innen (ca. 1 800 pro Jahr) organisiert sind. Ein eigens dafür eingerichtetes Trainingszentrum ermöglicht optimale Rahmenbedingungen beim Training der vorwiegend olympischen Sportarten. Innerhalb der VBA sind rund 300 Athleten/innen als staatliche Angestellte beschäftigt, denen finanzielle Sicher-

heit, Training, Wettkampfteilnahmen oder die Aufnahme eines Studium an einer Sporthochschule gewährleistet wird. In den Provinz-Mannschaften sind zusätzlich mehrere Hundert Spitzenathleten/innen organisiert.

In den Ländern der dritten Gruppe, ebenfalls mit Berufarmee, spielen die verschiedenen Militäreinheiten für den Hochleistungssport eine zu vernachlässigende Rolle. In der *australischen* und *britischen* Armee werden keine speziellen Sportförderkompanien für Hochleistungssportler/innen von den Verteidigungsministerien unterhalten, wengleich in Australien einige wenige Athleten/innen in äußerst geringem Umfang zusätzliche (finanzielle) Förderungen erhalten. In *Großbritannien* ist das Verteidigungsministerium für die Bereitstellung von Sportstätten für die Streitkräfte verantwortlich. Diese Sportstätten sind der Öffentlichkeit und somit auch dem Hochleistungssport als Trainingsanlagen zugänglich.

Einige Länder verfügen nicht nur über Förderstrukturen innerhalb des Militärs, sondern haben diese auf militärnahe Einrichtungen wie Grenzschutz, Polizei und Zoll ausgeweitet. Die Förderungen ähneln denen des Militärs, d. h., den Athleten/innen wird z. B. bei Trainings- und Wettkampfzeiten entgegengekommen oder Ausbildungsmaßnahmen garantieren berufliche Perspektiven nach der Sportkarriere. Vor allem in Deutschland und Italien ist eine Förderung über das Militär hinaus zu beobachten, ebenso begünstigt der Grenzschutz in Russland den Hochleistungssport.

In *Deutschland* fördert der Bundesgrenzschutz (BGS) seit 1978 Leistungssportler/innen in verschiedenen Wintersportarten. Dafür wurde ein Leistungszentrum in der Bundesgrenzschutz-Sportschule in Bad Endorf eingerichtet. Seit 1999 wurde die Förderung im Rahmen eines Spitzensportförderprojekts auf verschiedene Sommersportarten ausgeweitet, wobei die Sportler/innen in erster Linie am Olympiastützpunkt Cottbus/Frankfurt-Oder betreut werden. Im Vordergrund steht neben der beruflichen Ausbildung zum Polizeivollzugsbeamten im Bundesgrenzschutz die Förderung junger hochtalentierter Athleten/innen. Der BGS-Fördergruppe in Bad Endorf gehören 75 Kaderathleten/innen bzw. BGS-Beamte/innen des Deutschen Skiverbandes (DSV), der Deutschen Eisschnelllauf-Gemeinschaft (DESG) und des Deutschen Bob- und Schlitten-Sportverbandes (DBSV) an, die zehn Wintersportarten umfassen. Außerhalb der beruflichen Ausbildungsperioden steht den Athleten/innen der Zeitraum von

August bis März ausschließlich für den Leistungssport zur Verfügung. Für diejenigen Sportler/innen, die ihre polizeifachliche Ausbildung insgesamt abgeschlossen haben, steht der gesamte Jahreszeitraum für den Leistungssport zur Verfügung. In Cottbus werden 29 Sportler/innen in drei Sommersportarten betreut (Radsport, Leichtathletik, Judo). Eine weitere, bereits 1952 eingerichtete militärnahe Fördereinrichtung in Deutschland stellt die Bundeszollverwaltung (Zoll Ski Team) dar. Sie dient mit 40 Förderplätzen für Sportler/innen und Trainer/innen in vier dezentralen Trainingsstützpunkten verschiedenen Wintersportarten (Ski alpin, Langlauf und Biathlon). 1996 wurden Frauen mit in die Förderung einbezogen. Athleten/innen dieser Fördergruppe werden ungeachtet ihrer schulischen Qualifikation zunächst in den einfachen Zolldienst eingestellt, da hierfür parallel zur sportlichen Karriere keine Laufbahnausbildung absolviert werden muss. Erst nach der sportlichen Karriere muss der/die Sportler/in sich für einen Ausbildungsweg entscheiden, der aber nicht zwingend in der Bundeszollverwaltung verlaufen muss, sondern z. B. auch in ein Studium münden kann.

Die *italienische* Staatspolizei (*Polizia di Stato*), die Feuerwehr (*Corpo Nazionale dei Vigili del Fuoco*), die Forstpolizei (*Corpo Forestale dello Stato*) und die Gefängnispolizei (*Polizia Penitenziaria*) unterhalten Sportkompanien an verschiedenen Standorten, die 653 Athleten umfassen, darunter 138 Frauen und 515 Männer. Auch der *russische* Grenzschutz hat seit 1996 einen eigenen zentralen Sportklub. Dieser organisiert Wettkämpfe innerhalb der Grenzschutzkräfte und fördert den Hochleistungssport. In den Mannschaften des zentralen Sportklubs des föderalen Grenzschutzdienstes trainieren 26 Olympiasieger/innen, Welt- und Europameister/innen. Weniger stark ausgeprägt zeigt sich die Unterstützungsleistung in *Frankreich*. Bei der französischen Polizei und dem Grenzschutz waren 2001 im Rahmen der *convention d'insertion professionnelle* mit dem MJS 111 Hochleistungssportler/innen angestellt, 71 bei der Polizei sowie 40 bei den Grenzschutzbehörden, denen z. B. bei der Gestaltung ihrer Arbeitszeit entgegengekommen wurde.

Fazit und Ausblick

Die Systeme des Hochleistungssports der erfolgreichsten Nationen bei Olympischen Spielen zeich-

nen sich schon seit längerer Zeit durch höchste Komplexität aus. So wie das Bildungs- und Erziehungssystem einer Nation, aber auch das Militär von größter Bedeutung, aber auch nahezu ohne jede Bedeutung sein kann, so zeigt sich auch bei den übrigen Austauschbeziehungen des Hochleistungssports zu seiner Umwelt, dass die Qualität der Austauschverhältnisse sehr unterschiedlich sein kann. Dies gilt für das Verhältnis von Sport und Wirtschaft in ähnlicher Weise wie für das Verhältnis der Massenmedien zum Hochleistungssport, für den Beitrag, den die Politik zu Gunsten des Hochleistungssports erbringt und für die Funktion der Wissenschaft, die diese in Bezug auf den sportlichen Erfolg erfüllt. Wird die Gesellschaft in ihren wichtigsten Merkmalen in die Interpretation mit einbezogen und betrachtet man die jeweils dominanten nationalen Kulturen in ihrem Einfluss zu Gunsten oder zu Lasten des Hochleistungssports, so wird ersichtlich, dass trotz aller Internationalität, durch die sich der Hochleistungssport auszeichnet, spezifische Nationalkulturen des Sports existieren, die durch eigenständige Traditionen und spezifische Merkmale gekennzeichnet sind. Es werden aber auch Angleichungsprozesse sichtbar, die angesichts der globalen Verfasstheit der Institutionen und Organisationen des Sports nicht überraschen können. Institutionelle Angleichungsprozesse,² wie man sie in der Politik und in der Wirtschaft beobachten kann, finden schon seit längerer Zeit auch in den Hochleistungssportssystemen der erfolgreichsten Nationen statt.³ Angleichung ausgelöst durch Druck, aber auch Angleichung hervorgerufen durch Imitationsprozesse ist allenthalben zu beobachten. Von einer autonomen Verfasstheit der Systeme des Hochleistungssports kann dabei schon längst nicht mehr die Rede sein. Die Einflussnahme, insbesondere aus dem Bereich der Politik, ist evident. Die Suche nach effizienter Steuerung führt nahezu zwangsläufig zu hierarchischen Strukturen. Auch diesbezüglich lässt sich ein Prozess der internationalen Angleichung erkennen. Ähnlich wie in der Wirtschaft und in der Poli-

tik gibt es für das System des Hochleistungssports auch vermehrt einen Legitimationszwang, dem man dadurch begegnet, dass Modernisierung vorgegeben wird, ohne dass in der Praxis selbst entscheidende Veränderungen eintreten. Das so genannte Talk-Action-Phänomen⁴ zeigt sich somit auch in einem gesellschaftlichen Teilsystem, von dem man annehmen müsste, dass es sich eigentlich in erster Linie durch „Action“ auszeichnet. Unklare Ursache-Wirkung-Zusammenhänge, heterogene Umwelterwartungen und der Mangel an eindeutigen Problemlösungstechnologien führen zu Prozessen wechselseitiger Beobachtung und Imitation. Dies ist im Hochleistungssport gerade auch deshalb der Fall, weil man mit einem Problem konfrontiert ist, dessen Ursachen vielfältig und mögliche Lösungswege meist unklar sind. Sportorganisationen sind deshalb nicht selten nachahmende Organisationen: Erfolgreiche Modelle werden relativ schnell imitiert und über die Organisationsgrenzen hinweg adaptiert. Die Leistungssportnationen unterliegen aber auch einem immensen normativen Druck. Dieser resultiert aus den Professionalisierungsprozessen, wie sie insbesondere bei ihrem Personal zu erkennen sind. Auf diese Weise kommt es nicht zuletzt zu einer Kontinuität von Reformansprüchen. Auch im Hochleistungssport ist man ständig auf dem Sprung, permanent werden neue Reformen verlangt, Reformen werden zur Routine. Doch das Bemühen um Effizienz wird dabei nicht selten zu einer Reform um der Reform willen. Die Gefahr ist dabei gegeben, dass angesichts der fortdauernden Modernisierungsbemühungen weniger konkrete und intendierte Ergebnisse hervorgerufen werden, als vielmehr indirekte und zum Teil der Intention entgegenwirkende Effekte. In allen beobachteten Hochleistungssportssystemen ist deshalb die Frage nach effektiver Steuerung zur eigentlichen Herausforderung geworden. Immer dann, wenn der Hochleistungssport zu einem bestimmten Zeitpunkt, und das sind vor allem die Olympischen Spiele, auf dem Prüfstand steht, wird diese Frage erneut aufgeworfen. Ist man erfolgreich, sieht man sich mit seiner Steuerungskompetenz bestätigt, treten Misserfolge ein, ruft der Reformdruck Modernisierungsbemühungen hervor, deren Gelingen jedoch immer davon abhängig sein wird, dass die nicht gewollte Option des Misserfolges auch für Erfolgreiche wahrscheinlich bleibt. Der internationale Hochleistungssport ist und bleibt auf diese Weise ein Nullsummenspiel. Zur Logik des Siegers gehört der Verlierer.

2 Vgl. John W. Meyer/Brian Rowan, Institutionalized Organizations: Formal Structure as Myth and Ceremony, in: *The American Journal of Sociology*, 83 (1977), S. 340–363; Paul J. DiMaggio/Walter W. Powell, The Iron Cage revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields, in: *American Sociological Review*, 48 (1983), S. 147–160.

3 Vgl. Helmut Digel/Marcel Fahrner, Hochleistungssport in Frankreich, Weilheim/Teck 2003; ders./Verena Burk/Heike Sloboda, Hochleistungssport in Großbritannien und Nordirland, Weilheim/Teck 2003; ders./Jia Miao/Andreas Utz, Hochleistungssport in China, Weilheim/Teck 2003; ders./Alexander Kruse, Hochleistungssport in Australien, Weilheim/Teck 2004.

4 Vgl. Nils Brunsson/Johan P. Olsen, *The reforming organization*, London 1993.

Sportentwicklung in Europa unter Einbeziehung von Frauen

Der Sport, wie wir ihn heutzutage kennen, entwickelte sich europaweit mit ersten Konturen als eigenständiges gesellschaftliches Teilsystem im ausgehenden 18. Jahrhundert. Hier wurden eine Vielzahl von volkstümlichen Festen, Spielen, Bewegungen, spielerischen körperlichen Auseinandersetzungen und Wettstreiten zu einem gesellschaftlichen Bereich, der sich durch eigene Organisationen (u. a. Vereine, Wettbüros, Turnplätze), spezifische Rollen (Vorturner, Schiedsrichter, *drill master*) und vor allem durch ein spezifisches Sinngefüge von anderen gesellschaftlichen Bereichen absetzte. Im ausgehenden 19. Jahrhundert hatte sich ein eigenständiges gesellschaftliches Teilsystem etabliert, dessen zentrale Handlungsorientierung sich als körperbezogene Leistung und Leistungssteigerung beschreiben lässt. Jegliches sportbezogene Handeln hat die körperliche Leistungsfähigkeit zum Mittelpunkt und richtet sich darauf, sie zu demonstrieren, sie auszutesten, sie zu steigern oder auch sie zu erhalten.¹

Die Frage, der hier nachgegangen werden soll, ist, inwieweit die Sportentwicklung in Europa und die immer umfangreichere Einbeziehung der Bevölkerung in die jeweiligen Sportsysteme mit Fragen der Geschlechtszugehörigkeit verknüpft ist. Dies soll in zwei Schritten erfolgen: zum einen mit Blick auf die Ausdifferenzierung von Turnen und Sport im 18. Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und England,² zum anderen mit Blick auf die aktuelle Situation der Einbeziehung der Bevölkerung in verschiedenen Ländern Europas.³

1 Vgl. Rudolph Stichweh, Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code, in: Sportwissenschaft, 20 (1990) 4, S. 373–389.

2 Vgl. Ilse Hartmann-Tews, Sport für alle!?, Schorndorf 1996.

3 Die Länder, auf die sich diese Ausführungen beziehen, sind insbesondere Norwegen, Schweden, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Tschechien und Spanien. Vgl. Ilse Hartmann-Tews/Gertrud Pfister (Hrsg.), Sport and Women. Social Issues in international Perspective, London 2003. Vgl. auch Ilse Hartmann-Tews u. a., The Challenge of Change. Frauen in Führungspositionen des Sports. Ein internationaler Vergleich, Duisburg 2002.

Turnen und Sport im 18. und 19. Jahrhundert

England

In England, das als Mutterland des Sports gilt, entwickelten sich schon Anfang des 18. Jahrhunderts zunehmend organisierte Sportfeste, die bei Ruderwettbewerben oder Pferderennen mehrere Zehntausend Zuschauer anzogen. Hiermit verwoben war ein extensives Wettsystem, das sich auch im Boxen und Cricket etablierte und systematische Strukturbildungen zur Folge hatte. Dies lässt sich an verschiedenen Stationen des Pferderennsports gut beobachten: vom ersten Rennkalendarium und einheitlicher Regelstruktur 1727 über den Ausbau von Rennstrecken in den dreißiger und vierziger Jahren bis hin zur Gründung des Jockey Clubs 1752.

Landadel und Aristokratie gründeten in dieser Zeit verschiedene kleine soziale Zirkel (*clubs*) von sportlich interessierten *gentlemen*. Einige dieser Vereinigungen erlangten überregionale Autorität, so die *Society of St. Andrews Golfers* (gegr. 1754), die kurze Zeit später mit königlicher Vollmacht als *Royal and Ancient Club of St. Andrews* zur zentralen Institution des Golfsports wurde und bis heute als Dachverband für den Golfsport in Großbritannien anerkannt ist.

Die systematische Ausdifferenzierung des Sports fand allerdings erst im viktorianischen Zeitalter ab Mitte des 19. Jahrhunderts statt. In der Ära erfolgreicher imperialistischer Feldzüge und einer fortschreitenden industriellen Revolution wurde vor allem das Bürgertum Träger der rasch voranschreitenden Ausdifferenzierung des Sportsystems. Es entwickelte aus den traditionellen Bewegungs- und Sportaktivitäten durch Systematisierung, Veränderung alter und Einführung neuer Spielformen seine eigenen Mannschaftssportarten wie Fußball und Hockey, seine eigene Leichtathletik und auch seine eigenen Schwimmwettbewerbe.⁴

4 Vgl. P. C. McIntosh, Sport in Society, London 1987.

Mit der wachsenden Zahl von Teams und Wettkämpfen vollzog sich in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine schnelle Verbreitung von Sportvereinigungen (*associations*), die – anders als die Clubs der Aristokratie – demokratisch organisiert waren und zu einer sozialen Öffnung des Sports führten, d.h. nicht den Männern einer bestimmten sozialen Klasse vorbehalten waren. Allerdings waren Frauen von diesen Männerdomänen immer noch vielfach ausgeschlossen. Sie erhielten keinen oder nur beschränkten Zutritt zu den Vereinen und wenn sie aufgenommen wurden, hatten sie kein Stimmrecht bei den Mitgliederversammlungen, und ihnen wurden für ihre sportlichen Aktivitäten auch nur sehr begrenzt Räume und Plätze zugewiesen. Da die Dachverbände sich zudem weigerten, gemeinsame Wettbewerbe für Männer und Frauen durchzuführen, gründeten sie ab den achtziger Jahren in verschiedenen Sportarten Vereine nur für Frauen. In der Folgezeit verbanden sich diese dann auch zu entsprechenden Dachverbänden, so z. B. im Golf die *Ladies' Golf Union*, gegr. 1893 (neben dem *Royal and Ancient Golf Club of St. Andrews*, 1754); im Hockey die *All English Women's Hockey Association*, gegr. 1895 (neben der *Hockey Association*, 1886); im *Bowls* die *English Women's Bowling Association*, gegr. 1931 (neben der *English Bowling Association*, 1903).⁵

Deutschland

In Deutschland war Ende des 18. Jahrhunderts J. Guths Muths ein Vorreiter für die Verbreitung von Gymnastik und systematischer Bewegung. Sein 1793 erschienenes Werk „Gymnastik für die Jugend“ stellte die gesellschaftliche Bedeutung von Gesundheit, sittlicher Bildung und körperlichen Fähigkeiten heraus, die es mit der Einrichtung von Leibesübungen zu bewahren gelte. Jugend bedeutete zu jener Zeit die männliche Jugend; Mädchen kamen in diesem Buch nicht vor. Lediglich in der zweiten Auflage widmete Guts Muths ihnen einige wenige Passagen und empfahl spezifische „leichte Bewegungen“ und „kleinere Fußmärsche“ für sie.

Die Idee der Schaffung öffentlicher Einrichtungen für Leibesübungen wurde von Friedrich Ludwig Jahn mit der Errichtung des ersten Turnplatzes in der Berliner Hasenheide 1811 realisiert und in der Folge dann mit der Gründung von Turnanstalten sowie Turnergesellschaften ausgebaut. Neu an dieser Bewegung war weniger das Turnen an sich –

5 Vgl. Richard Holt, *Sport and the British. A Modern History*, Oxford 1989.

d.h. das Laufen, Springen, Werfen, Klettern, Ringen oder die Geländespiele –, sondern die mit vielfältigen Gerüsten und Geräten ausgestatteten Turnanstalten sowie der Gedanke der „Öffentlichkeit“ der Übungen. Sie waren öffentlich in dem Sinne, dass sie offen für alle Altersgruppen und sozialen Schichten waren, für aktive Teilnehmer wie auch für Zuschauer. Jahn hatte dabei allerdings nur die männliche Bevölkerung im Blick, und erst später kam es in seinem unmittelbaren sozialen Umfeld unter methodischer Ausarbeitung heilgymnastischer Übungen zu einer Öffnung des Turnens in Bezug auf Mädchen.

Nach der preußischen „Turnsperr“ von 1820, die auch das Verbot öffentlicher Turnplätze beinhaltete, rückten in den vierziger Jahren im Einklang mit der restaurativ ausgerichteten Bildungspolitik Leibesübungen und Turnen zunehmend in das Interesse des politischen System. Da sie als geeignetes Mittel gesehen wurden, den „ordnungsstarken Untertan“ hervorzubringen, wurde Schulturnen zu jener Zeit an den öffentlichen Schulen zunächst auf freiwilliger Basis eingeführt. Ab den sechziger Jahren wurde es zunehmend pflichtmäßiger Unterrichtsgegenstand zunächst für die Jungen in den höheren Schulen, dann für die Volksschulen und Ende des 19. Jahrhunderts auch für Mädchenschulen.⁶

Frankreich

In Frankreich lassen sich erst Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts deutlichere Konturen eines eigenständigen Turn- und Sportsystems erkennen. Turnen, Gymnastik und Sport entwickelten sich parallel mit eigenen Strukturen. Vor allem die politische Umwelt hatte eine deutlich induzierende Wirkung für die Ausdifferenzierung. Mit der militärischen Niederlage von Sedan 1871 und dem Verlust des Krieges entwickelte sich in Frankreich eine nationalistische Bewegung, deren revanchistische Ziele sich in der Turnbewegung kristallisierten. In patriotischer Mission entstanden in dieser Zeit Turnvereinigungen (*sociétés gymnastiques*), die sich auf vormilitärisches Training spezialisierten mit dem Ziel, Stärke, Disziplin und Mannhaftigkeit zu verbessern. Als Turn- und Schützenvereinigungen, die ganz eindeutig von kriegerischem und revanchistischem Gedankengut getragen wurden, sicherten sie sich auch schnell die Unterstützung und finanzielle Förderung des Staates. Nur zwei Jahre später, 1873, wurde die *Union des Sociétés Françaises de Gymnastique* (USFG) als nationaler Dachverband der Turnbe-

6 Vgl. K. Cachay, *Sport und Gesellschaft*, Schorndorf 1988.

wegung gegründet. In dieser Zeit wurde der Turnunterricht auch Pflichtfach in allen öffentlichen Jungenschulen und führte zum Bau eigener Turn- und Exerzierplätze.

Das englische Sportmodell diente ab Mitte der fünfziger Jahre vor allem den Mitgliedern der gehobenen Klassen als Vorbild für Freizeitaktivität. Allerdings wurde der Import von Sportarten aus England zum Teil ironisch als Plagiat kommentiert: Tennis hätte seinen Vorgänger im französischen *jeux de paume*, Rudern sei schon immer als *canotage* bekannt gewesen und Rugby sei nichts anderes als das traditionelle *jeu de ballon*. Lediglich das verabscheuungswürdige Wetten sowie Brutalität und Wildheit seien typisch britisch und wurden zunächst abgelehnt.⁷ Die große sportliche Umwälzung fand in den achtziger und neunziger Jahren vor allem durch die Sekundarschüler (*lycéens*) statt, die den neuen englischen Sportarten Popularität verliehen und in Laufwettbewerben, Fußball, Rugby, Schwimmen und Reiten ein Gegengewicht zu dem Zwang des strengen Erziehungssystems fanden.

Pierre de Coubertin, dessen Verständnis von Sport von der Idee der Erziehung der Jugend zu *gentlemen* geprägt war, kommt hier eine zentrale Rolle zu. Im Mittelpunkt des von ihm vertretenen und propagierten (englischen) Sportmodells stand die moralische Stärkung der Jugend durch die Vermittlung von Ordnung, Disziplin und Kooperation einerseits sowie Freiheit, Eigeninitiative und Wettbewerb andererseits. Coubertin setzte sich mit diesen Orientierungen ganz deutlich von den politisch motivierten und militärisch ausgerichteten Handlungsrationitäten der *sociétés gymnastiques* ab und fand mit seinem Modell der „Erziehung der Jugend“ durch sportlichen Wettbewerb vor allem in den mittleren und oberen Schichten Anhänger. Die Verbreitung der englischen Sportarten wurde von einer intensiven Institutionalisierungsphase begleitet, die 1887 zur Gründung des Athletikbundes führte.

Differentieller Einschluss und das Wesen der Geschlechter

Diese länderspezifischen Entwicklungen lassen sich im 19. und 20. Jahrhundert weiterverfolgen und zeigen – europaweit – kulturspezifische Sportarttraditionen und individuelle Akzente im Aufbau von Strukturen und in der Einbeziehung der Bevölkerung. Neben diesen länderspezifischen

Besonderheiten lassen sich zugleich eine Reihe von Gemeinsamkeiten in der Ausdifferenzierung der Sportsysteme erkennen. Die empirischen Beispiele auch aus anderen Ländern belegen, dass Turnen, Leibesübungen, Gymnastik und Sport zu Beginn nur bestimmten Kreisen der Bevölkerung zugänglich waren und von ihnen betrieben wurden. Die Einbeziehung der Bevölkerung in die sich konstituierenden Sportsysteme war weder vollständig noch neutral gegenüber zentralen sozialstrukturellen Merkmalen wie Klasse, Geschlecht und Alter. Angehörige der oberen sozialen Klassen wurden vor denjenigen der unteren Klassen inkludiert, Kinder und Jugendliche vor der erwachsenen Bevölkerung, Jungen vor Mädchen und Männer vor Frauen.

Deutlich erweisen sich dabei die realisierten Leistungsbezüge zwischen Sport und anderen gesellschaftlichen Bereichen als mehr oder weniger förderliche Rahmenbedingungen für einen Einschluss der gesamten Bevölkerung.⁸ So hat die Akzentuierung der funktionalen Bezüge von Turnen und Sport für das Militär den Fokus auf männliche Jugendliche und junge Männer gelegt und damit Mädchen und Frauen, aber auch ältere Männer ausgeschlossen. Diese Instrumentalisierung von Turnen und Sport für militärische Zwecke spiegelte und verstärkte gleichzeitig die Vorstellungen von Turnen und Sport als männlicher Aktivität. Werte wie körperliche Stärke, Wettkampf, Härte und Disziplin wurden die unmittelbaren Konnotationen von Turnen und Sport. Ähnliche Grenzziehungen gelten für die Akzentuierung der erzieherischen Werte von Turnen und Sport, die ebenfalls vor allem die männliche Jugend im Blick hatte und mit der die erwachsene Bevölkerung ausgeschlossen wurde. Lediglich die Etablierung von gesundheitsbezogenen Leistungsbezügen hat zu einer sozialen Öffnung der Teilnahme an Turnen und Sport insbesondere im Hinblick auf Frauen und Mädchen Vorschub geleistet.

Diese geschlechtsbezogene differentielle Inklusion in das entstehende gesellschaftliche Teilsystem Sport wurde im 19. Jahrhundert von der zu jener Zeit entwickelten Polaritätstheorie flankiert. Sie ging von natürlichen, angeborenen und unveränderlichen polaren Wesensmerkmalen der Frauen und Männer aus. Die „Urprinzipien des Weiblichen“ sind demzufolge Ruhe, äußere Passivität, mütterliche Fürsorge und Sicherung des Daseinsmilieus, wohingegen die „männlichen Urprinzi-

⁷ Vgl. R. Hubscher u. a., *L'histoire en mouvements – Le sport dans la société française*, Paris 1992.

⁸ Vgl. I. Hartmann-Tews (Anm. 2), S. 77 ff.

pien“ die suchende Beweglichkeit und der Wettkampf sind.⁹

Die Medizin bekräftigte aus ihrer Perspektive – bis weit in das 20. Jahrhundert hinein –, dass „naturwidrige Arten“ von Bewegung oder Sport die Kräfte von Frauen übersteigen und Dauerschäden zu befürchten seien. Immer wurde in diesen Argumentationen die Gebärfähigkeit zum zentralen Bezugspunkt, an dem die „angemessene Art“ von Bewegung und Sport für Frauen festgelegt wurde. Dies grenzte jegliche Form des Leistungssports aus, aber auch Kraft-, Kampf- und Ausdauersportarten.

Keine Bedenken riefen dagegen kleinere förmliche Bewegungen, Gymnastik und Tanz hervor, die sich als typische Leibesübungen für das weibliche Geschlecht etablierten. Sie erlaubten und förderten die mit Weiblichkeit assoziierten Ausdrucksmöglichkeiten und schienen der den Frauen zugeschriebenen ‚fließenden Motorik‘ zu entsprechen und gesunde, harmonische Bewegungsformen zu fördern.

Die Olympischen Spiele der Moderne

Der historischen Entwicklung in den einzelnen Ländern entsprechend wurden auch die modernen Olympischen Spiele von Männern für Männer ins Leben gerufen. Der Gründer der seit 1896 stattfindenden neuzeitlichen Spiele, der französische Baron Pierre de Coubertin, konstatierte, dass die Partizipation an diesem sportlichen Ereignis ausschließlich den Männern vorbehalten sein sollte. „Aufgabe“ der Frauen sei es, mit ihrem Applaus die Leistungen der Athleten zu würdigen.¹⁰

Vier Jahre später nahmen allerdings schon vereinzelt Frauen als Aktive an den Olympischen Spielen teil, wobei ihre Teilnahme damals lediglich auf die Disziplinen Golf und Tennis beschränkt war und sogar ohne offizielle Zustimmung durch das IOC stattfand. An der Olympiade des Jahres 1908 nahmen insgesamt 36 Frauen als Athletinnen teil; dies entsprach einem Anteil von 1,8 Prozent der gesamten Teilnehmer/innen, bei den Berliner Spielen 1936 waren es 8 Prozent.

⁹ Vgl. L. Eckstein, Die Sprache der menschlichen Leibeserscheinung, München 1956².

¹⁰ Vgl. D. Kluka, Women Sport and Position, in: Olympic Review, 307 (1997), S. 199.

Vgl. auch Gertrud Pfister, Vom Ausschluss zur Integration? Frauen und Olympische Spiele unter: (http://www.nok.de/Page.php?art_id=2080).

Erst mit den Spielen des Jahres 1976 wurde die Anzahl der für Frauen zugänglichen Sportarten erheblich erhöht, und entsprechend stieg auch der prozentuale Anteil der Sportlerinnen auf 21 Prozent. Bei den Olympischen Spielen in Sydney 2000 und Salt Lake City 2002, an denen jeweils ca. 200 Länder teilnahmen, waren jeweils rund 40 Prozent der gesamten Aktiven Frauen. 15 Länder – insbesondere die islamischen Länder – hatten gar keine Athletin nach Sydney entsandt.

Die immer noch geringere Teilnahme von Athletinnen an den Olympischen Spielen hat u. a. mit der begrenzten Anzahl von zugelassenen Sportarten bzw. Gewichtsklassen zu tun. So sind bei den Olympischen Spielen in Athen 2004 166 Wettbewerbe für Männer und 125 für Frauen aufgenommen worden. Einige Wettbewerbe finden ausschließlich für Männer statt, so z. B. Boxen, Ringen (griechisch-römisch), Turnen (Seitpferd, Ringe, Barren, Reck), Leichtathletik (3 000 m Hürden, 50 km Gehen, Zehnkampf), andere wiederum ausschließlich für Frauen wie z. B. Rhythmische Sportgymnastik, Turnen (Stufenbarren, Schwebebalken), Leichtathletik (Siebenkampf) und Synchronschwimmen.

Geschlechtsbezogene Inklusionsprofile im 21. Jahrhundert

Der Sachverhalt, dass die Einbeziehung der Bevölkerung in die Sportsysteme der einzelnen Länder Europas nicht sozial neutral verlaufen ist, führte in den sechziger Jahren auf europäischer Ebene zu der Verabschiedung der Europäischen Charta „Sport für alle“. Die politische Orientierung dieser Charta ist unter Bezug auf den Artikel I – „Jeder Mensch hat das Recht Sport zu treiben“ –, Bedingungen zu schaffen, die es der gesamten Bevölkerung ohne Berücksichtigung von Geschlecht, Alter, Beruf oder Einkommen ermöglichen, regelmäßig Sport zu treiben. Sie wurde 1975 von der Sportministerkonferenz verabschiedet und gilt fortan als Referenz für die sportpolitischen Maßnahmen der Regierungen und der freiwilligen Vereinigungen im Sport.

Das Sportengagement der Bevölkerung ist seit Mitte des 20. Jahrhunderts erheblich gestiegen und hat sich in einer Vielzahl von neuen Organisations- und Sportformen entwickelt. Heutzutage lassen sich grob vier unterschiedliche Organisationsformen skizzieren:

- ohne organisatorische Anbindung im Freundes- oder Familienkreis (z. B. Joggen, Walken, Rollerblading, Radfahren etc.);
- in freiwilligen Vereinigungen, d. h. den Turn- und Sportvereinen (Vielzahl von Sportarten, die überwiegend wettkampf- und leistungssportmäßig aber auch als Freizeitsport betrieben werden);
- in privatwirtschaftlichen Einrichtungen (überwiegend Fitness-Centern oder auch Tennis-/ Squash-/Badminton-Centern);
- im Rahmen des staatlichen Sektors und Bildungssystems (insbesondere Schulsport, Hochschulsport, Sportangebote der Stadt).

Das Sportengagement

Die Frage, die sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts stellt, ist, ob die sich in der Geschichte abzeichnende sehr begrenzte Integration von Mädchen und Frauen auch heute noch Bestand hat. Um den Umfang und die Form des Sportengagements der Bevölkerung zu bemessen, stehen unterschiedliche Datenquellen zur Verfügung: repräsentative Umfragedaten, Mitgliedschaftserhebungen der Vereine und Verbände sowie Markterhebungen der privatwirtschaftlichen Einrichtungen. Da die Erhebungsinstrumente europaweit sehr variieren, birgt ein Vergleich dieser Daten eine Vielfalt von methodischen Problemen, so dass Detailvergleiche unmöglich sind.¹¹ Dennoch lassen sich im Vergleich der länderspezifischen Analysen einige Erkenntnisse in Bezug auf eine geschlechtsdifferente Einbeziehung der Bevölkerung gewinnen.

Zunächst zeigt sich in den allgemeinen Partizipationsraten und in den Mitgliedschaftsdaten der Vereine, dass es in Bezug auf die allgemeine Sportpartizipation ein Nord-Süd-Gefälle und ein Ost-West-Gefälle gibt. Im Norden Europas (z. B. Norwegen, Schweden) ist ein höherer Anteil der Bevölkerung sportlich aktiv als in den südlichen Ländern (z. B. Spanien, Griechenland), und ebenso ist in den Ländern Westeuropas (z. B. Frankreich, Belgien, Deutschland) ein höherer Anteil der Bevölkerung sportlich aktiv als im Vergleich zu den Ländern Osteuropas (z. B. Polen, Tschechien).¹²

Darüber hinaus zeigen die Umfragedaten in allen Ländern, dass Frauen weniger regelmäßig Sport

treiben als Männer. Allerdings ist dieses *Gender-gap* in den Ländern sehr unterschiedlich ausgeprägt und variiert auch erheblich in Bezug auf die Lebensphasen. Die Entwicklung des Sportengagements ist vor allem seit den neunziger Jahren als sehr heterogen zu bezeichnen und wirkt sich auch auf die differenzielle Inklusion der Geschlechter aus. So belegen die Partizipationsdaten im Ländervergleich z. B. für Deutschland einen überproportionalen Anstieg der Sportpartizipation von Mädchen und Frauen im Vergleich zu den Jungen und Männern, umgekehrt in Spanien einen überproportionalen Anstieg der Sportpartizipation von Jungen/Männern im Vergleich zu den Mädchen/jungen Frauen und in England sowie Frankreich ebenfalls einen überproportionalen Anstieg bei den Mädchen/Frauen und gleichzeitig eine Stagnation oder sogar Rückgang der Sportpartizipation bei den Jungen und Männern.¹³

Bemerkenswert ist hierbei der Sachverhalt, dass die geschlechtsbezogene differenzielle Inklusion in den traditionellen Strukturen der Sportsysteme, d. h. den Turn- und Sportvereinen, deutlicher ausfällt als in Bezug auf die allgemeine Sportpartizipation gemessen an den Umfragedaten. So sind die Turn- und Sportvereine in den europäischen Ländern nach wie vor Männerdomänen – zwar in abnehmendem Maße, dennoch über alle Länder hinweg ausgeprägt. Die Mitgliedschaftsstruktur in den Turn- und Sportvereinen ist durch ein durchschnittliches Verhältnis von 60–80 Prozent Jungen/Männer und lediglich 20–40 Prozent Mädchen/Frauen gekennzeichnet. In den westeuropäischen Ländern lässt sich eine Verringerung des *Gender-gaps* in den achtziger Jahren erkennen, die allerdings seit den neunziger Jahren nicht mehr zu beobachten ist.

Offensichtlich haben die verschiedenen Organisationsformen des Sportsystems eine unterschiedliche geschlechtsbezogene Bindungskraft bzw. Attraktivität. Im Gegensatz zu den Turn- und Sportvereinen weisen die kommerziellen Einrichtungen – und hier insbesondere die Fitness- und Sportstudios – in den hoch industrialisierten Ländern einen überproportionalen Anteil von Mädchen und Frauen in ihrem Kreis von Kunden und Kundinnen auf, der zumeist zwischen 50 und 70 Prozent liegt.¹⁴

Diese geschlechtsbezogene Einbeziehung von Frauen in die verschiedenen Organisationsformen des Sports hat unmittelbar mit den jeweils angebo-

11 Vgl. I. Hartmann-Tews (Anm. 2), S. 92–97.

12 Vgl. Dieter Jütting, Sportvereinssysteme in Europa: nationale Strukturen – europäische Gemeinschaften – vergleichende Bemerkungen, in: ders. (Hrsg.), Sportvereine in Europa zwischen Staat und Markt, Münster 1999, S. 35 ff.

13 Vgl. I. Hartmann-Tews/G. Pfister (Anm. 3), S. 269.

14 Vgl. ebd., S. 271.

tenen Bewegungs- und Sportformen zu tun. Ein wesentlicher Grund für die geringere Einbeziehung von Mädchen und Frauen in den Vereinsport liegt in der Orientierung der Mehrzahl der Vereine an einem traditionellen Sportkonzept, das regelmäßiges Training, Leistung und Wettkampf in den Vordergrund stellt. Die meisten Vereine sind (mit bis zu 100 Mitgliedern) klein, bieten vorwiegend nur eine Sportart – zumeist traditionelle Mannschaftssportarten – an und sind als Treffpunkt für Jungen und Männer etabliert. So zeigen die Befunde länderübergreifend, dass, je größer die Vereine sind, d.h., je mehr Mitglieder sie haben und je vielfältiger das Angebot in Bezug auf die Sportarten, die Teilnahmeformen und die Leistungsausrichtung ist, desto größer auch der Anteil an Mädchen und Frauen in diesen Organisationen ist.

Für den überproportionalen Anteil von Mädchen und Frauen in kommerziellen Sporteinrichtungen lassen sich ebenfalls länderübergreifende erklärende Faktoren benennen. Zum einen sind die Sportangebote nicht auf Wettkampf- und Leistungssport sowie regelmäßiges Training in der Gruppe orientiert, sondern (nahezu) jederzeit nutzbar und kommen damit den Individualisierungstendenzen moderner Gesellschaften entgegen. Zum anderen werden sie oft explizit auf Körperstyling sowie Fitness und Gesundheit zentriert sowie flankiert von zusätzlichen Dienstleistungsangeboten (wie Sonnenbank, Sauna, Solarium, Bar, Zeitschriften), mit der das Spektrum der Aktivitäten vor allem in Richtung Wellness erweitert wird. Diese Ausrichtung von Sportangeboten kommt der Motivstruktur von Mädchen und Frauen weit aus stärker entgegen als der der Männer.

Frauen in Führungspositionen des Sports

Die internationalen Befunde zur Frage der Geschlechterparität im Sport im Allgemeinen und zur Beteiligung von Frauen in Führungspositionen der Sportsysteme im Besonderen sind eindeutig: Europaweit und international sind Frauen nicht entsprechend ihrem Anteil an den aktiven Mitgliedern in den leitenden Funktionen des organisierten Sports repräsentiert. Je mehr Verantwortung, Einfluss und Entscheidungsbefugnisse mit einer Position im Sportsystem verbunden sind, desto weniger Frauen sind dort zu finden.¹⁵ Diese vertikale Segregation wird in der anglo-amerikanischen Diskussion mit dem Begriff *glass-ceiling* plastisch

¹⁵ Vgl. Ilse Hartmann-Tews/Petra Gieß-Stüber/Marie-Luise Klein/Christa Kleindienst-Cachay, Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport, Opladen 2003.

gekennzeichnet: In den unteren und mittleren Führungspositionen – z. B. als Übungsleiterin, als Jugendbetreuerin – können sich Frauen zunehmend etablieren, aber irgendwann auf der Karriereleiter existiert eine unsichtbare und dennoch klar zu spürende Grenze, z. B. bei der Rekrutierung von Trainer/innen, der Besetzung von Vorstandspositionen in Fachverbänden, die zu überschreiten nur einer sehr geringen Anzahl von Frauen gelingt.

Gleichzeitig ist eine generelle, wenn auch nur langsame Zunahme der Repräsentanz von Frauen in den Führungsetagen und Steuerungsgremien zu beobachten. Dieser Trend variiert innerhalb der Länder in den verschiedenen Sektoren des Sportsystems (freiwilliger, kommerzieller und öffentlicher Sektor) und auch zwischen den Ländern. Man gewinnt den Eindruck, dass die Sportorganisationen des freiwilligen Sektors, d. h. die Turn- und Sportvereine, resistenter gegen diese Entwicklung sind als z. B. die Institutionen des staatlichen Sektors.

Die traditionelle Männerdomäne Sport scheint sich somit zu öffnen – immer mehr Menschen und vor allem immer mehr Mädchen und Frauen treiben Sport, und Frauen werden dabei zunehmend auch in leitende Funktionen integriert. Mit einem differenzierteren Blick werden allerdings die Brüche in dieser Entwicklung sichtbar. Selbst dort, wo Frauen zunehmend Funktionsrollen übernehmen – auf den unteren und mittleren Führungsebenen –, wird auf der Hinterbühne eine soziale Differenzierung sichtbar: Hauptberuflich tätige Sportmanagerinnen sind seltener in Vollzeitstellen zu finden, Trainerinnen betreuen eher Jugendgruppen sowie Frauenteam, und alle weiblichen Führungskräfte werden generell auf jeder Ebene schlechter bezahlt.

Neben einer klaren ungleichen Verteilung auf vertikaler Ebene – der Hierarchie von Einfluss und Entscheidungsbefugnis – gibt es somit zusätzlich eine Differenzierung auf horizontaler Ebene bei der Verteilung von Arbeitsbereichen, Prestige und finanzieller Anerkennung. Die europaweit zu beobachtende Professionalisierung im Sportsystem und die damit einhergehende Kommerzialisierung des Sports wirkt eher verstärkend und lässt die traditionelle Männerdomäne des Sports wieder erstarken.

Auch aktuell findet so etwas wie „ausschließende Integration“ statt. Frauen kommen langsam in die Entscheidungsgremien und Führungspositionen des Sports – eine allmähliche Integration zeichnet sich ab –, zugleich ist dieser Prozess aber mit impli-

ziten Ausschlusskriterien verbunden. Da dies kein intentionaler Vorgang ist, stellt sich die Frage nach den Ursachen und nach geeigneten Maßnahmen für eine schnellere und umfassendere Integration der Frauen in die Führungsgremien.

Geschlechterforschung und Frauenförderpolitik

Ursachen der differentiellen Inklusion

Der Sport zeichnet sich durch eine besondere Indifferenz gegenüber den sozialen Phänomenen der Geschlechterunterscheidung aus. Dies hängt eng damit zusammen, dass Sport ein *körperzentriertes Sozialsystem* ist und körperzentrierte Leistungen, das „Schneller, Weiter, Höher“, das Besser-Sein als andere oder als vorherige eigene Leistungen zu den zentralen Handlungsorientierungen der beteiligten Akteure und Akteurinnen gehören. Mit jedem körperlichen Auftreten einer Person wird eine Anschaulichkeit der Geschlechterordnung (re)produziert, die ungleich realitätsmächtiger ist als es Diskurse je sein können. Die Körper und deren unterschiedliche Leistungsfähigkeit sind eine *visuelle Empirie* der „natürlichen“ Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Das, was sich zeigt, braucht man nicht in Frage zu stellen, und es zeigt sich, dass Männer größer, muskulöser, stärker, schneller und kräftiger sind. Allzu leicht erscheint damit eine „natürliche Ordnung zwischen den Geschlechtern“ als erwiesen und legitimiert Unterscheidungen sozialer Art.

Ein Anliegen der Geschlechterforschung – unter anderen – ist es, die kulturelle Reproduktion der asymmetrischen Ordnung der Geschlechterverhältnisse soziologisch zu rekonstruieren. Zu erklären ist hierbei, wie aus biologischen Unterschieden soziale Ungleichheiten werden und was die Prozesse der symbolischen Geschlechterkonstruktion und ihr hierarchisierendes Wirken in Gang hält.¹⁶

Die Ursachen für die geringere Einbeziehung von Frauen innerhalb des Sports und ihre deutliche Unterrepräsentanz in Führungspositionen des Sportsystems sind vielschichtig.¹⁷ Vier Erklärungskomplexe lassen sich hier erkennen:

16 Zu empirischen Analysen aus dieser konstruktivistischen Perspektive in verschiedenen Bereichen von Sport vgl. ebd.

17 Vgl. grundlegend Angelika Wetterer, *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion, „Gender at Work“* in theoretischer und historischer Perspektive, Konstanz 2002.

- der Diskurs über die körperlich-physiologischen Bedingungen von Frauen und Männern, mit denen Gymnastik und Tanz als „weibliche Bewegungsarten“ und Fußball und Rugby aber als „männliche Sportarten“ charakterisiert werden;
- die den Geschlechtern zugeschriebenen psychosozialen Unterschiede, die Frauen z.B. eine geringere Konfliktfähigkeit und ein geringeres Interesse an Leitungspositionen attestiert, Männern hingegen Wettbewerbsorientierung, Durchsetzungskraft und Machtwillen;
- die gesellschaftlichen Strukturen, die mit einer traditionellen Rollen- und Ressourcenverteilung verbunden sind und generell weniger Frauen als Männer in Führungspositionen aufweisen;
- die Kultur in den Sportorganisationen, d.h. Männerbünde sowie abwehrendes Verhalten bei Themen wie Frauenförderung und -politik.

Interessant ist bei diesen Befunden, dass die identifizierten Ursachenkomplexe von Frauen und Männern unterschiedlich wahrgenommen werden. Männer verorten die Gründe für die Unterrepräsentanz von Frauen vor allem in den allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und bei den „frauentypischen“ Einstellungen und Fähigkeiten, Frauen hingegen sehen die Ursachen eher in der männerdominierten Kultur der Sportorganisationen und ihren Strukturen.¹⁸

Gleichstellung der Geschlechter – aber wie?

Die Gleichstellung der Geschlechter ist als Leitidee in jedem der hier analysierten Länder zu finden. Sie ist eine notwendige Voraussetzung für konkretes Handeln und die Entwicklung von Maßnahmen zur Förderung von Frauen. Allerdings zeigt die international vergleichende Analyse hier auch eine alltägliche Rhetorik. „Natürlich“ ist jeder und jede von uns für die Gleichstellung der Geschlechter, „selbstverständlich“ für gleiche Chancen von Frauen und Männern. Dies allein reicht jedoch nicht, um die Inklusion von Mädchen und Frauen in den Sport zu fördern.

Aktionen und Programme zur Förderung von Mädchen und Frauen haben europaweit viele

18 Vgl. M. A. Hall u. a., *The Gender Structure of National Sport Organizations. Final Report Submitted to Sport Canada, Hull-Quebec 1990*; Ilse Hartmann-Tews/Claudia Combrink, *Genderarrangements und Organisationsentwicklung im Sport*, in: T. Alkemeyer/B. Rigauer (Hrsg.), *Organisationsentwicklungen und De-Institutionalisierungsprozesse im Sport*, Schorndorf 2003.

Facetten. Sie sind zumeist eingebettet in eine Reihe von Zielgruppen-Förderprogrammen. Sie erfüllen ganz konkret die Funktion, interessierte Mädchen und Frauen dazu zu motivieren, Sport zu treiben und sich ehrenamtlich in den freiwilligen Organisationen zu engagieren.

Gleichstellungs- oder auch Frauenförderpläne sind in nahezu allen europäischen Ländern und in nahezu allen Organisationsformen in irgendeiner Form zu finden. Ihre Umsetzung variiert allerdings erheblich. Eine stärkere Sichtbarkeit und Relevanz haben hingegen Satzungselemente und -änderungen in den Grund- und Geschäftsordnungen der Organisationen, die ein deutliches Bekenntnis für eine umfassende Umsetzung der Gleichstellung enthalten. Sie haben einen weitaus verbindlicheren Status, und verschiedene Beispiele zeigen, dass erst solche Satzungsänderungen Verpflichtungen mit sich bringen, die nachhaltig wirken. Hierzu gehört z.B. die Einführung einer Geschlechterquotenregelung in das norwegische Sportgesetz, die positive Wirkungen hatte.

Die Kopplung von Ressourcenzuwendung mit der Realisierung von Gleichstellungsmaßnahmen hat in diesem Zusammenhang eine positive Wirkung auf die Integration von Frauen in das Sportsystem. Dies belegen auch die Effekte des *Title IX* aus den USA, der festlegt, dass keine Person aufgrund ihres Geschlechts bei Bildungsprogrammen oder ähnlichen staatlich finanzierten Aktivitäten benachteiligt, d. h. in irgendeiner Form vom Zugang hierzu oder von den Vorteilen hieraus ausgeschlossen werden darf. Geld erweist sich als effektives

Steuerungsmittel dafür, dass sich Personen um die Situation der Gleichstellung in ihrer Organisation Gedanken machen (*awareness rising*) und darüber hinaus Ideen und Mechanismen entwickeln, die dazu beitragen können, die vorhandene geschlechtsbezogene soziale Ungleichheit abzubauen (*affirmative action*).

Gleichstellung bedeutet heutzutage – im Sport und in anderen gesellschaftlichen Bereichen – weitestgehend die Sicherstellung der gleichberechtigten Partizipation von Mädchen und Frauen. Sie wird vornehmlich als Frauensache definiert und marginalisiert nicht selten die an diesem Prozess aktiv beteiligten Personen – manchmal auch Männer.

Die Politik des *Gender Mainstreaming*, die in einigen Ländern Europas mittlerweile auch das Sportsystem erreicht hat, könnte eine grundlegende, d. h. nachhaltige Veränderung herbeiführen. Sie bedeutet, die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Mädchen/Frauen und Jungen/Männern bei jeder Entscheidungsfindung in allen gesellschaftlichen Bereichen und auf allen Ebenen systematisch zu berücksichtigen. Das Engagement und die Kompetenz aller Akteure – Männer wie Frauen – sind hier gefragt, um die Erkenntnisse der Forschung gewinnbringend in eine Veränderung der Organisationskultur einfließen zu lassen. Hier liegt eine Herausforderung an die Sportpolitik und die Selbstverwaltung des Sports, bei der Realisierung der *Europäischen Charta Sport* für alle neue Wege zu gehen.

Norbert Seitz

Dr. phil., geb. 1950; leitender Redakteur der Monatszeitschrift *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* (NGFH).

Anschrift: Redaktion NGFH, Friedrich-Ebert-Stiftung, Hiroshimastr. 17, 10785 Berlin.

E-Mail: norbert.seitz@fes.de

Veröffentlichungen u. a.: *Bananenrepublik und Gurkentruppe*, Frankfurt/M. 1987; *Doppelpässe. Fußball & Politik*, Frankfurt/M. 1997.

Christiane Eisenberg

Dr. phil., geb. 1956; Professorin für Britische Geschichte am Großbritannien-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin.

Anschrift: Großbritannien-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin, Jägerstr. 10–11, 10117 Berlin.

E-Mail: christiane.eisenberg@rz.hu-berlin.de

Veröffentlichungen u. a.: „English sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn 1999; (zus. mit Pierre Lanfranchi, Tony Mason und Alfred Wahl) *FIFA 1904–2004. 100 Jahre Weltfußball*, Göttingen 2004.

Dirk Schindelbeck

Dr. phil., geb. 1952; Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Freiburg; Dozent an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Anschrift: Uhlandstr. 11, 79102 Freiburg.

E-Mail: Dirk.Schindelbeck@t-online.de

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit A. Weber) „Elf Freunde müsst ihr sein!“ Einwürfe und Anstöße zur deutschen Fußballgeschichte, Freiburg 1995; *Marken, Moden und Kampagnen. Illustrierte deutsche Konsumgeschichte*, Darmstadt 2003.

Helmut Digel

Dr. rer. soc., geb. 1944; Studium der Germanistik, Sportwissenschaft und Erziehungswissenschaft an der Universität Tübingen; seit 1999 Professor für Sportwissenschaft und Direktor des Instituts für Sportwissenschaft an der Universität Tübingen.

Anschrift: Eberhard-Karls-Universität, Institut für Sportwissenschaft, Wilhelmstr. 124, 72074 Tübingen.

E-Mail: helmut.digel@uni-tuebingen.de

Veröffentlichungen u. a.: *Spitzensport – Chancen und Risiken*, Schorndorf 2001; *Nachdenken über Olympia – Über Sinn und Zukunft der Olympischen Spiele*, Tübingen 2004; zahlreiche weitere Monographien und Beiträge zum Spitzensport im internationalen Vergleich.

Verena Burk

M. A., Dr. rer. soc., geb. 1966; Studium der Sportwissenschaft und Germanistik an der Technischen Hochschule Darmstadt; wiss. Mitarbeiterin am Institut für Sportwissenschaft der Universität Tübingen.

Anschrift: wie H. Digel.

E-Mail: verena.burk@uni-tuebingen.de

Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit Helmut Digel und Heike Sloboda) *Hochleistungssport in Großbritannien und Nordirland, Weilheim/Teck 2003*; *Sportberichterstattung im dualen Fernsehsystem. Öffentlich-rechtliche und private Programme im Vergleich*, Darmstadt 2003.

Ilse Hartmann-Tews

Dr. phil., geb. 1956; seit 1996 Professorin für Geschlechterforschung/Sportsoziologie an der Deutschen Sporthochschule (DSHS) Köln.

Anschrift: DSHS, Institut für Sportsoziologie/Geschlechterforschung, 50933 Köln.

E-Mail: i.hartmann@dshs-koeln.de

Veröffentlichungen u.a.: *Sport für alle!? Strukturwandel europäischer Sportsysteme im Vergleich*, Schorndorf 1996; (Hrsg. zus. mit Gertrud Pfister) *Sport and Women. Social Issues in International Perspective*, London 2003.

Nächste Ausgabe

Freya von Moltke *Essay*

Die Verteidigung europäischer Menschlichkeit

Peter Steinbach

Der 20. Juli 1944 – mehr als ein Tag der Besinnung und Verpflichtung

Tilman Mayer

Die geschichtspolitische Verortung des 20. Juli 1944

Gerd R. Ueberschär

Auf dem Weg zum 20. Juli 1944

Motive und Entwicklung der Militäropposition gegen Hitler

Ulrich Pfeil

„Nicht alle Deutschen haben ein Herz aus Stein“.

Das Bild des deutschen Widerstands in Frankreich nach 1945

Eberhard Görner

Der 20. Juli 1944 im deutschen Film

Norbert Seitz *Essay*

Was symbolisiert das „Wunder von Bern“?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/2004, S. 3–6

■ Das „Wunder von Bern“ ist Teil eines „Geschichtsgefühls“ geworden, das neben der deutschen Opfergeschichte nunmehr auch die „Heldenlegenden“ der frühen Bundesrepublik umfasst. Der 50. Jahrestag des sensationellen deutschen Fußball-Finalsieges gibt nicht nur Anlass zur Freude, sondern auch zur kritischen Reflexion. Symbolisiert dieses Ereignis die „zweite Republikgründung“? Welche Gefühle verbergen sich hinter der „Wir-sind-wieder-wer“-Floskel? Gesichert scheint nur die Erkenntnis, dass die Jugendlichen im Nachkriegsdeutschland die Nutznießer des „Wunders von Bern“ waren.

Christiane Eisenberg

Fußball als globales Phänomen

Historische Perspektiven

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/2004, S. 7–15

■ Fußball ist heute ein weltweit verbreitetes Phänomen und als solches erklärungsbedürftig. Der Beitrag beschreibt die historische Entwicklung. Zum einen zeigt er, wie das schon in der vorindustriellen Volkskultur bekannte Fußballspiel im Jahr 1863 von der englischen Football Association, der Mutter aller Fußballverbände, auf eine rationale organisatorische Basis gestellt wurde, so dass es überall auf der Welt reproduziert werden konnte. Zum anderen zeichnet er nach, welche Entwicklungsimpulse dieses Spiel der Football Association – kurz: Soccer – aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts erhielt und welche Eigendynamiken daraus erwuchsen.

Dirk Schindelbeck

Mittendrin statt nur dabei?

Zur Entwicklungsdynamik von Fußball, Medien und Kommerz

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/2004, S. 16–22

■ Keine andere Sportart hat sich in den letzten fünfzig Jahren in so enger Wechselbeziehung mit dem Medium Fernsehen entwickelt wie der Fußball. Da er das für breite Bevölkerungskreise attraktivste Programmangebot darstellt, sind – vor allem durch die seit Mitte der achtziger Jahre sich rapide verändernde Medienlandschaft – Kommerzialisierungsprozesse möglich geworden, deren Dimensionen ebenso gigantisch wie beängstigend erscheinen: Die Geldmaschine Profifußball ist ein echter Wirtschaftsfaktor geworden. Spiegelbildlich zur

Entwicklung auf der Seite der Akteure – vom Vertragsamateur der fünfziger Jahre über den Vereinsangestellten der sechziger und siebziger Jahre bis zum selbständigen Profifußball-Privatunternehmer mit eigenem Manager, Berater und Vermarkter heute – erscheint die Entwicklung der Vermittlung, Präsentation und Vermarktung des „Produkts“ Fußball an die Konsumenten und „Endverbraucher“ durch die Medien ein ebenso unausweichlicher wie logischer Prozess zu sein. Längst ist die Bühne Fußball für die gesamte werbende Wirtschaft zum unverzichtbaren Instrument zur Vermittlung ihrer Botschaften geworden.

Helmut Digel/Verena Burk

Hochleistungssport im internationalen

Vergleich

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/2004, S. 23–30

■ Das Phänomen des modernen Hochleistungssports ist durch einen ständigen Wandel charakterisiert und zeichnet sich durch eine sich ständig steigernde Komplexität aus. Es hat sich eine relativ einfach strukturierte Beziehung zwischen Athlet/in und Trainer/in zugunsten eines komplexen personellen Netzwerkes des Hochleistungssports verändert, in dem neben diesen zentralen Akteuren des Hochleistungssports weitere Personen, Organisationen und Institutionen wichtige Rollen bei der Vorbereitung und Durchführung der sportlichen Leistung übernommen haben. Aus der Umwelt des Systems des Hochleistungssports erweisen sich vor allem einige gesellschaftliche Teilsysteme als besonders bedeutsam. In dem vorliegenden Beitrag werden beispielhaft die Verflechtungen des Hochleistungssports mit dem Bildungs- und Erziehungssystem sowie dem Militär vorgestellt und die erkennbaren Gemeinsamkeiten und Unterschiede acht verschiedener Länder diskutiert.

Ilse Hartmann-Tews

Sportentwicklung in Europa unter

Einbeziehung von Frauen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 26/2004, S. 31–38

■ In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, inwieweit die Sportentwicklung in Europa eine geschlechtsneutrale Einbeziehung der Bevölkerung aufweist. Zum einen wird dies mit Blick auf die Ausdifferenzierung von Turnen und Sport im 18./19. Jahrhundert in Deutschland, Frankreich und England beantwortet, zum anderen mit Blick auf die aktuelle Situation der allgemeinen Sportpartizipation und der Repräsentanz von Frauen in Führungspositionen. ■